Der Rhein.

Der Rhein.

Ein Gedicht

in dreizehn Gesängen

von

Karl Wilhelm Schultz.

Lusimus . . . . .
Atque ut araneoli tenuem formavimus orsum.

Leipzig,
Georg Wigands Verlag.
1855.

Inhalt.

Eingang.

Der Himmel ist doch niemals blauer,
Nie lieblicher der Erde Grün,
Als wenn nach schwerem Wetterschauer
Die grauen Wolken sich verziehn.
Hell bricht dann aus dem Wolkenzelte
Der neugeborne Sonnenstrahl,
Und küsset auf dem Blumenfelde
Die jungen Knospen allzumal,
Daß sie zur Blüthe sich erschließen,
Und süßen Duft ringsum ergießen.
Dann werden alle Sänger wach,
Und hell erschallet an dem Bach,
Der durch umbüschte Wiesen zieht,
Der Nachtigall Schlag, des Finken Lied.

Die Sonne, die durch Wolken drang,
Weckt in der Schöpfung den Gesang.
Und so auch in der Menschenbrust
Regt kräftig sich die Dichterlust,
Wenn mit dem Schmerz die Hoffnung lang
In kaum entschiednem Kampfe rang.
Wenn noch im Innersten erschüttert
Das Herz in allen Fugen zittert,
Und von dem Nachsturm noch durchfluthet
Aus halbgeheilten Wunden blutet;
Wenn trauernd die Gedanken beben,
Und doch in Hoffnung sich erheben:
Dann regen sich des Geistes Schwingen,
Und alle Herzenssaiten klingen,
Und aus der rauhen Wirklichkeit
Entschwebt der Geist auf kurze Zeit
Empor in unbetretne Räume
Der selbstgeschaffnen Dichterträume.
Was dort entzückt der Geist geschaut,
Das wird im Liede lieblich laut.
Und wie im Thal, wo hochgeschwollen
Du sahst des Stromes Fluthen rollen,

Nur um so reicher Blüthenkränze
Frisch blühen in dem jungen Lenze;
Und wie das Land, das überschwemmte,
Wenn sich das wilde Wasser dämmte,
In zwiefach holder Frühlingspracht
Ein reichgeschmückter Garten lacht:
So schauet mit verklärten Blicken
Entrückt der armen Wirklichkeit
Des Dichters Auge voll Entzücken
Ein Traumgefild der Herrlichkeit,
Wo helle Freudensonnen glühen,
Wo süße Himmelsblumen blühen,
Wo von den dichtbelaubten Zweigen
Sich goldne Früchte niederneigen,
Ein Land so herrlich und so hold,
Wie auch der Gau, vom Rhein durchrollt.
Denn Wunderland und Zauberau,
Als hätt' ein Dichter ihn geträumt,
So ist, von grüner Fluth durchschäumt,
Des schönen Rheinthals Dichtergau
Von dort an, wo die Nibelungen
Im Strome ihren Hort versenkt,

Bis wo, von Siegfrieds Speer bezwungen,
Am Felsen, den die Wolke tränkt,
Vom stärksten Helden kaum besiegt
In seinem Grab der Lindwurm liegt.
Hier, wo die sieben Berge ragen,
Hat in der grauen Vorzeit Tagen
Vom Flügelschlag des Sturms umsaust
Der Wellenschlag des Meers gebraust.
Da war bis zu der Alpen Schnee
Das Rheinthal tiefer weiter See.
Da war noch flacher Uferrand,
Von Binsen und von Schilf umkränzt,
Was jetzt als ferne Bergeswand
Das reiche Segensthal begrenzt.
Und wo der Strom jetzt eingeengt
Sich schmal durch tiefe Schluchten drängt,
Durchschnitt die Fluth als breiter Damm
Zu jener Zeit ein Felsenkamm.
Und wo jetzt hoch auf Bergeshöh'
Stillfluthend liegt der Laacher See:
Da ragte, das Haupt von Wolken umhüllt,
Den Fuß von fluthenden Wogen umspült,

Als Leuchtthurm, vom ewigen Feuer umstrahlt,
Deß Wiederschein im See sich malt,
Flammen speiend aus seinem Mund,
Ein Gluthberg mit Wolken dampfendem Schlund.
Und wo das Thal der sieben Hügel
Jetzt wie ein Blumengarten lacht,
Da brach sich an dem Felsenriegel
Damals der zürnenden Wogen Macht,
Und stürzte dann über die Klippen her
Im ungeheuern Wasserfall
Hinab in das jenseits rauschende Meer
Den überströmenden Fluthenschwall.
Er strömet und strömet Jahrhunderte lang,
Und rüttelt am starren Felsenhang;
Umsonst; nie will es ihm gelingen,
Das Felsenbollwerk zu bezwingen.
Denn wie auch dränget des Stromes Wucht,
Und mächtig in der Tiefe wühlt,
Den Durchbruch, den er zürnend sucht,
Versperren die Felsen, die er bespült.
Es thürmen die Felsen sich in die Höh,
Als sollten sie nimmer sinken und fallen;

Es fluthet von ihnen umschlossen der See,
Als sollt' er ewig wogen und wallen;
Es stehet der Gluthberg an seinem Rand,
Als sollt' er ewig dampfen und rauchen;
Es liegt überfluthet das Rheinische Land,
Als sollt' es nie aus der Tiefe tauchen.
Da schwindet an des Berges Haupt
Mit einem Mal das ewige Feuer;
Von unsichtbarer Hand geraubt
Zerreißt der Rauch- und Wolkenschleier;
Und wie, wenn sich ein Krieg erhebt,
Gewitterschwül die Luft uns drückt,
Bangathmend nur die Brust sich hebt,
Und Zittern durch die Völker zückt:
So leget sich Gewitterschwüle
Erstickend auf die halbe Welt;
In athemlosem Vorgefühle
Erstarret Berg und See und Feld;
Aus dem umflorten Himmel bricht
Ein schreckenbleiches Sonnenlicht;
Des Feldes Thiere stehn und beben,
Und blicken scheu und athmen kaum,

Und mit gescheuchtem Fluge schweben
Die Vögel um des Seees Saum:
Da donnert's in des Berges Grund;
Der Berg erbebt; aus seinem Schlund
Steigt schwarz die Wolke, die zur Nacht
Den bleichen Strahl der Sonne macht.
Und lauter, immer lauter kracht
Der Donner in dem tiefen Schacht,
Und immer wilder zuckt und rüttelt
Der Berg sich wie vom Krampf geschüttelt;
Hochfluthend wie Berge schwellen und quellen
In Schaum zerpeitscht im See die Wellen,
Und heulend kommt auf die wilden Wogen
Auf Sturmesschwingen die Windsbraut geflogen,
Und lauter mit immer gewaltgern Schlägen
Rollt ihr der Donner im Abgrund entgegen;
Wie taumelnd woget, wankt, schwankt, zittert
Ringsum das Land vom Sturm erschüttert:
Da folget den rollenden Donnern nach
Hell gellend ein schwerer schmetternder Schlag;
Als sei des Erdkreises Axe zerkracht,
So donnert es durch die Mitternacht,

Und Berge fallen, Lande zittern,
Und Wälder sinken, Felsen splittern.
Hoch auf des Gluthbergs berstendem Gipfel
Erhebet in den Himmelsraum
Den blutig rothen Flammenwipfel
Ein purpurn glühender Feuerbaum;
Tief unten im wallenden wogenden See
Sprengt Felsen und Berge der wilde Sturm;
Und schäumend baut sich in die Höh
Aus Wogen gewirbelt ein Wasserthurm.
Hoch oben leuchtet, glühet, blitzt
Der blutig rothe Feuerbaum;
Tief unten zischet, sprühet, spritzt
Der aufgewirbelte Wasserschaum.
Und wieder knarret, knattert, kracht
Der Donner in dem tiefen Grund,
Und dunkler wird die schwarze Nacht,
Dumpf dröhnt und braust es in dem Schlund.
Und wie im Tod sich krümmt ein Wurm,
So das Gebirg im wilden Sturm;
Wie in dem Meer die Wasserwellen
Zum Abgrund sinken, zum Himmel schwellen,

So senkt und hebt sich in Schaukelbogen
Das feste Land gleich Wasserwogen;
Da sprengt des Weltkrampfs Allgewalt
Zugleich den Kegel von Basalt,
Und in zehntausendfache Falten
Wird auch im See der Fels zerspalten.
Hoch oben strömet mit den Gluthen
Dem Himmel zu ein Felsenregen;
Tief unten stürzen sich die Fluthen
Ins Meer auf frischgebrochnen Wegen.
Noch zuckt der Berg, und tobt und speit
Mit dumpffortrollenden Donnerschlägen
Rings auf die Länder Meilen weit
Den dichten Stein- und Aschenregen:
Dann schweigt der Sturm, der Donner verhallt;
Aus dem verstummten Berge wallt
In langsam fortgewälztem Guß
Ein gluthroth funkelnder Feuerfluß.
Still wälzt sich der dem Thale zu;
Die Sonne lacht, und tiefe Ruh
Mit sanftem Flügelschlag umschwebt
Das Land, das eben noch gebebt.

Es liegt, vom Flisterwind durchfächelt
Und von der Sonne angelacht,
Wie von dem Mutteraug bewacht
Ein weinend eingeschlafnes Kind,
Deß Auge noch von Thränen rinnt,
Das in dem Schlafe dennoch lächelt,
Und das ein goldner Traum umschwebt,
Obwohl die Brust nachschluchzend bebt:
So liegt umglänzt vom Sonnenstrahl
Des Rheines neugeschaffnes Thal.
Noch fluthet der Strom und brausend rollen
Die blauen Wogen hoch geschwollen;
Doch wie ein Dichter, dessen Brust
Von Schmerz noch zucket, doch mit Lust
Von süßer Lieder Klang umweht
Im Dichtertraumland sich ergeht,
Und bald gestillet und gekühlt
Den heißen Schmerz im Busen fühlt:
So zieht der Strom mit seinen Wellen,
Die schäumend brechen, wirbelnd schwellen,
Hin durch das Thal, das seinen Saum,
Umkränzet wie ein Dichtertraum,

Aus Lust und Schmerz zugleich geboren.
Das Traumland ist uns unverloren!
Besänftigt, eben, wie ein Spiegel,
Den Blumenkränze hold umziehn,
Fließt jetzt im Thal der Strom dahin;
Geblieben ist das Dichtersiegel
Dem Strom und seinem Wundergau.
Wie Traumgestalt und Dichterbild,
Anmuthig, lachend, düster, wild,
Hier finstre Schlucht, dort heitre Au',
Dort Gärten, blumenübergossen,
Hier Kluft, von Klippen eingeschlossen,
Hier rebenumzogenes Hügelland,
Dort trümmergekrönte Felsenwand,
Als hätt' ein Dichter es geträumt,
So ist das Thal, vom Rhein beschäumt.
Und wenn des Mondes bleicher Strahl
Sanft überglänzt den Strom, das Thal,
Dann tönen noch aus alten Tagen
Den Strom entlang Chrimhildens Klagen;
Dann klingen vom schroffen Felsen hernieder
Der Lorelei lockende Zauberlieder.

Den sanft verhallenden Klängen lauschen
Die Wellen, die vorüber rauschen.
Die Wellen rinnen und rauschen vorbei,
Doch nie verhallt der süße Klang,
Denn ewig jung und ewig neu
Bleibt an dem Rheine der Gesang.
Wohlan, ihr Herrn und holden Frauen,
So hört mit Lust auch den Gesang,
Der mir am Rhein vom Rhein erklang!
Im Liede lasse ich euch schauen
Des Rhein's und euern Lebenslauf;
Nehmt ihr das Lied mit Liebe auf,
Und webt der frischen Blüthen Glanz
In euern schönsten Blumenkranz.

Jugendleben.

Auf Gletscherbergen ward geboren
Im Schweizerland ein Drillingssohn.
Zwei von den Brüdern sind verloren;
Die starben in der Kindheit schon,
Und ließen alle ihre Habe
Dem Erstgeborenen zur Gabe.
Hoch auf des Gotthards Felsenkamme
Als Säugling schon ein Jüngling fast
Lag der in seinem Glaspalast.
Die Gletscher waren seine Amme;
Er lag an ihrer vollen Brust
Und Gletschermilch trank er mit Lust,
Und wuchs und wurde groß und stark,
Ein Knabe voller Kraft und Mark.
Ihn hielt in ihrer hohen Burg

In wohlverwahrten Felsenkammern
Umsonst die Mutter eingeschlossen;
Durch Felsenriegel, Eisesklammern
Bricht sich der Knabe kräftig durch;
Er reißt sich von der Mutter los;
Und aus des Glaspalastes Thor,
Zum ersten mal vom Licht umflossen,
Tritt blondgelockt das Kind hervor.
Sein erster Schritt ist ein Entspringen,
Und mag es glücken, mag's mißlingen,
Entläuft er baarfuß, nackt und bloß
Aus seinem festen Mutterhaus
Fort in die weite Welt hinaus;
Doch auch nicht einen Kindesblick
Wirft nach der Mutter er zurück.
So lang es ihrem Blick gelingt,
Sieht die ihm nach, wie er entspringt.
Sieht sie den Knaben noch von fern,
Hell glänzen wie ein Doppelstern
Die Mutteraugen dann von Freude.
Doch wie in nebelferner Weite
Ihr Blick den Sohn nicht mehr erreicht,

Der nicht ein Wort zum Abschied sprach,
Und doch für immer ihr entweicht:
Fühlt sie sich einsam und beraubt,
Hüllt Nebelschleier um ihr Haupt,
Und weint ihm viele Thränen nach.
Und traurig singt sie in den Wind:
Zieh hin, mein Kind, zieh hin, mein Kind!
Mit tausend heißen Mutterschmerzen
Entlaß ich dich von meinem Herzen;
Mein Kind, wie hast du mich betrübt!
Zieh hin! Auf allen deinen Wegen
Geleite dich der Mutter Segen,
Die du betrübt, die dich geliebt!
Zieh hin, mein Kind, zieh hin, mein Kind!
Doch keine Mutterthräne hält
Zurück den jungen Springinsfeld.
Der weiß noch keinen Weg noch Steg
Doch selber sucht er sich den Weg,
Und hüpft nach Knabenart stets munter
Von Berg zu Berg zum Thal hinunter.
Gewöhnlich geht's im raschen Gang;
Zuweilen zögert er auch lang,

Als wollte er die Blumen pflücken,
Die ihm am Weg entgegen nicken.
Auch hebt er mitten in dem Lauf
Sich manchmal bunte Kiesel auf,
Die er bald unachtsam verliert,
Bald weite Strecken mit sich führt.
Stets wächst er selber und sein Muth
Mit jedem Schritte, den er thut.
Bald ist sein Mund von Flaum umflogen,
Die Kinderschuh sind ausgezogen.
Sein Blut, sonst kalt, wie Gletschereis,
Wird jetzt in seinen Adern heiß.
Die blauen Augen blicken freier
Und glühen von geheimem Feuer.
Und weiter, ohne Ruh und Rast,
Als hätt' ein Heimweh ihn gefaßt,
Von Berg zu Thal, von Ort zu Ort,
Durch Wiesengrund, durch Felsenschlucht,
So treibts ihn immer weiter fort;
Er sucht, und weiß nicht, was er sucht.
Nicht mehr so einsam und allein
Verlangt das junge Herz zu sein;

Es sehnet sich, mit einem Andern
Vereinigt seinen Weg zu wandern;
Es sucht nach einem lieben Freund,
Nach einem Bruder seiner Seele,
Und wäre es nur dem vereint,
So meint es, daß ihm Nichts mehr fehle.
Kommt nun auf seinen Wanderwegen
Ein andrer Knabe ihm entgegen,
Wie wird sein Herz dann freudenwarm!
Fest schließt er ihn in seinen Arm,
Und hält so innig ihn umschlungen,
Als hätte er an seiner Seite
Des Lebens bestes Glück errungen.
Zusammen gehen sie nun beide,
Ein unzertrennlich treues Paar,
Die Alles mit einander haben,
Wie Jugendscherz, so Jugendlust,
Wie Spiel und Glück, so auch Gefahr.
Man sieht die beiden Bundesknaben
Stets Hand in Hand und Brust an Brust,
In einem Leib sind sie zwei Seelen!
Und Etwas muß ihm dennoch fehlen,

Dem hochgebornen Alpenkind!
Auch an des Jugendfreundes Seite
Blickt sehnend er hinaus ins Weite
Und seufzt und manche Thräne rinnt;
Bald lacht er laut wie freudetrunken;
Bald in Gedanken tief versunken
Geht er dahin in wachem Traum,
Und hört des Freundes Worte kaum;
Dann spricht er nicht ein leises Wort
Und schleichet nur mißmuthig fort;
Bald sprudelt wie rastlos rauschender Fluß
Der Rede seines Herzens Erguß,
Sein Auge strahlt wie Sonnenglanz,
Sein Schritt wird Sprung und Freudentanz.
Er fraget selbst sich wie mit Staunen,
Woher sie kommen, diese Launen;
Er weiß nur, daß ihn Etwas zieht,
Was er stets sucht und nimmer sieht.
Da hat er sich von freien Höhen
Rings in den Thälern umgesehen,
Und tief in einer Schlucht versteckt,
Hat er von weitem sie entdeckt,

Noch von den Bergen halb verhehlt,
Die er gesucht, die ihm gefehlt,
Die seines Herzens Traumbild war,
Die holde, jungfräuliche Aar.
Sie ist's! Und als er sie geschaut,
Hat er den Augen kaum getraut;
Er kennt sie nicht; doch ungefragt
Hat ihm sein Herz: sie ist's! gesagt.
Im langhinwallenden Gewande
Sieht er sie durch die Wiesen hüpfen,
Dann an der scharfen Felsenkante
Mit leichtem Fuß vorüberschlüpfen;
Hold leuchten, wie des Himmels Sterne,
Die blauen Augen ihm von ferne.
Ihm ist, als müsse er ihr winken,
Und müsse an das Herz ihr sinken.
Er wendet sich auf seinen Wegen
Und eilt ihr sehnsuchtsvoll entgegen;
Sie soll ihm nimmer sich entwinden,
Er will ihr nach, er muß sie finden,
Und mag sie noch so scheu entweichen,
Er muß sie endlich doch erreichen,

Und querfeldein durch Korn und Dorn
Treibt ihn der Sehnsucht scharfer Sporn.
So lang von fern er sie noch sieht,
Die halb ihn sucht und halb ihn flieht,
Geht er in Liebesgluth erblindet
Die nächste Straße, die er findet;
Es fällt ihm gar nicht ein zu fragen,
Ob er die rechte eingeschlagen.
Da plötzlich steht er an dem Rand
Von einem bodenlosen See;
Daneben steigt die Felsenwand,
Den Ausweg hemmend, in die Höh;
Doch rasch mit kühnem Jugendmuth
Springt er hinunter in die Fluth,
Und glücklich, als ein dreister Schwimmer,
Theilt er mit starkem Arm den See;
Die junge Brust, der Kopf kommt immer
Trotz allen Wogen in die Höh.
So schwimmend ist er durch die Wogen
Den ganzen See hindurchgezogen;
Und als er, kaum dem Tod entronnen,
Das Gegenufer nun gewonnen,

Und aus der engen Felsenschlucht
Nun überall den Ausweg sucht:
Da steht er auf dem schmalen Rand
Der senkrecht steilen Klippenwand,
Und nirgends Ausweg, als im Schwung
In's Thal hinab ein kühner Sprung.
Doch wann hat Liebe sich besonnen,
Und wann nach der Gefahr gefragt!
Wird, was sie liebet, nur gewonnen,
So nennt sie Nichts zu viel gewagt.
Die beiden Augen zugedrückt
Wagt er den Sprung; er ist geglückt!
So stürzet sich im Wasserfall
Ins Thal hinab ein Wogenschwall.
In Felsenwände eingeengt,
Zerbrochne Klippen vor sich rollend,
In schmales Bette festgezwängt,
In tiefem Unmuth zürnend, grollend
Kommt strudelnd mit gedrängten Wogen
Mit voller Fluth der Strom gezogen.
Steil aufgethürmt, schroff abgeschnitten,
Fällt senkrecht ab die Felsenwand,

Und ihren scharfen schmalen Rand
Hat schon der volle Strom beschritten.
Nach drängen rasch sich Wogen, Wellen,
Sie wachsen, steigen, fluthen, schwellen,
Und dumpf erdonnernd, laut erbrausend,
Im Bogensturz zum Abgrund sausend,
Stürzt sich vom Klippenrande her
Den Fels hinab ein wildes Meer.
Die Fluth berührt den Boden kaum,
So sprüht sie auf, ein Meer von Schaum,
Und schwebet leuchtend in der Luft
Als feinzerstäubter Nebelduft.
In tausend Edelsteine bricht
Sich in dem Fall das Sonnenlicht,
Und siebenfarbig auf den Wogen
Steht hochgewölbt ein Regenbogen.
Doch in dem Kessel unten treibt
Die Fluth vom Fall zu Schaum zerstäubt;
Im Kreise wirbelt sie sich wild
Und kocht und schäumt und schwillt und quillt.
Das ist der Jugendübermuth,
Der so gewagte Sprünge thut.

Die Flitterwochen.

Wer wagt, gewinnt! Sie ist gefunden,
Die holde jugendliche Braut!
Er hält im Arm sie fest umwunden,
Und küßt sie innig und vertraut.
Sie schmieget sich an seine Seite
Und reicht ihm ihre weiße Hand;
So knüpfen die vereinten beide
Ihr jugendliches Eheband.
Kopfschüttelnd sieht er selber an
Den Sprung, den er vom Fels gethan;
Doch spricht sie: das ist Uebermuth,
Der so gewagte Sprünge thut;

Dann lächelt er sie an und spricht:
Zum zweiten Male thu ich's nicht!
Den Bogen hatt' ich überspannt,
Und hatte Glück mehr, als Verstand.
Doch müßt ich wieder dich gewinnen,
Ich wollte doch mich nicht besinnen;
Ich spränge in ein offnes Grab
Um deinetwillen gern hinab.
Er sieht sie an mit frohem Blick,
Und sie sieht hold und süß zurück.
So gehn die beiden Hand in Hand
Mit immer gleichem Schritt und Tritt
Zusammen durch das schöne Land;
Wohin er will, geht sie auch mit,
Und selten oder niemals war
Ein inniger vereintes Paar.
Zuweilen nur hat sie auch wollen
Aus Eigensinn ein wenig schmollen;
Links geht dann sie und rechts geht er,
Doch beiden fällt die Trennung schwer,
Und lange währt die Scheidung nie,
Er wendet links um, rechts um sie,

Und liebeselig, liebewarm
Sinkt sie zurück in seinen Arm,
Und wie im Strome hellumstrahlt
Des ganzen Himmels Glanz sich malt,
So strahlt das neue Liebesglück
Aus ihren Augen dann zurück.
In der Erinnrung reizend ist
Sogar der bald versöhnte Zwist;
So reizend, wie die grünen Auen,
Die mitten wir im Rheine schauen.
Von leichtem Sande aufgehügelt
Erhebt sich sanft die Au und spiegelt
Ihr Antlitz in den blauen Wellen,
Die an ihr auf und niederschwellen.
Ein Blätterkranz von grünen Weiden
Umgürtet sie zu beiden Seiten.
Da hat die Nachtigallenbraut
Im Busch versteckt ihr Haus gebaut.
Mit tief aufflötendem Sehnsuchtslied
Klagt sie, wenn ihr Geliebter flieht,
Und mit laut frohlockendem Jubelschall
Jauchzt bei der Rückkehr die Nachtigall,

Und wie sich der süßeste Wohllaut ergießt,
Wenn im Liede der Schmerz in Jubel zerfließt:
So löst sich in süßester Einigkeit
Gar bald der kurze Liebesstreit.
Versöhnt durchziehn sie Hand in Hand
Das heiter ringsum lachende Land.
Mit freudeglänzenden Blicken schauen
Sie rechts und links die blühenden Auen,
Die Flur, vom Segen überwallt,
Den Berg, bedeckt mit schwarzem Wald,
Die Traubengärten auf sanften Hügeln,
Die Städte, die in dem Strom sich spiegeln,
Und fühlen selbst sich mitbeglückt,
Sehn sie das Land so schön geschmückt.
Sie haben in den Flittertagen
An keiner Last noch schwer zu tragen;
Auf ihrem Rücken lieget noch
Kein aufgezwängtes schweres Joch.
Bei Wenigem sind sie vergnügt,
Was sie besitzen, das genügt,
Und springt für sie durchsichtig hell
Im Thal versteckt ein Wiesenquell,

Der fast nur Tropfen bringen kann:
Wie dankbar nehmen sie es an,
Und wünschen gar nicht, daß die Quelle
Für sie von reichern Fluthen schwelle.
O selig Leben, glücklich Loos,
Wer diese goldne Zeit genoß,
An wem sie sanft vorüberfloh
In Armuth reich, in Unschuld froh!
Gibt's auf der Welt ein Paradies,
So ists kein anderes, als dieß.

Die Findelsöhne.

Wie schön, wenn in dem jungen Lenze
Die neu belebten Fluren blühn,
Und volle reiche Blumenkränze,
Hold untermischt mit jungem Grün,
Süß duftend jeden Zweig umwinden
Und sich zum Strauß zusammenbinden.
Lang ließ der Frühling auf sich warten,
Umwölket blieb das Himmelszelt;
In einen großen Blumengarten
Verwandelt stehet jetzt die Welt.
Mit hellverklärtem Auge lacht
Der Himmel auf der Erde Pracht,
Und jedes Herz fühlt sich erweitert,
Und jedes Auge aufgeheitert,

Wenn es die Welt voll Blüthen sieht
Und Frühlingsodem uns umzieht.
Der Schöpfung süße Flitterwochen
Sind in dem Frühling angebrochen.
Der Lichtstrahl, der vom Himmel kam,
Das ist der frohe Bräutigam;
Die junge Erde, holdgeschmückt,
Das ist die jugendliche Braut,
Die er verklärt und hochentzückt
Mit Liebesaugen sich beschaut,
Und sanft und warm an's Herz sich drückt.
Und darum blühet auch noch heute,
Ist erst das Jawort ausgesprochen,
Die ganze volle Frühlingsfreude
Den Herzen in den Flitterwochen.
Nur einmal aber blüht der Mai,
Die Flitterwochen gehn vorbei.
Da lässet sie das Köpfchen hangen!
Besorgt und hoffend sieht der Mann
Die Frau mit frohen Augen an.
Was fehlt dir, Kind? hat er gefragt,
Und sie mit holdverschämten Wangen

Hat weder Ja noch Nein gesagt.
Da hat er still und froh gehofft;
Was fehlt dir Kind? fragt er noch oft.
Sie schüttelt still und trüb das Haupt,
Und endlich fängt sie an zu weinen:
An Hoffnungen hast du geglaubt!
Du wartest nun so lange schon
In Hoffnung froh auf einen Sohn!
Du hoffst umsonst! Wir haben keinen.
Sie spricht's und ihre Augen gießen,
Als wollte sie im Schmerz zerfließen,
Des Herzens oftgetäuschtes Sehnen
In reiche Ströme schwerer Thränen.
Da weint auch er und beide schweigen;
Mit tiefbetrübtem Herzen schleichen
Die beiden sonst so freudereichen,
Und Thränen zeichnen ihren Pfad.
Doch endlich bricht der Mann das Schweigen;
Mein Herz, spricht er, ich weiß noch Rath!
Ich mag nicht kinderlos zu Grabe;
Der erste beste Findelknabe,
Der auf der Straße uns erreicht,

Wenn er nur einem Menschen gleicht,
Den nehmen wir um Gotteslohn
Mit Freuden auf als unsern Sohn.
Er spricht's; da kommt mit vollen Wangen
Ein junger Bursch dahergegangen,
Ein schlankes, schönes Schwabenkind,
Das gleich sein Herz ihm abgewinnt.
Die Aeltern hat er längst verloren,
Im Schwarzwald ward er einst geboren.
In einer Felsenkluft versteckt,
Von dunkeln Tannen dicht bedeckt,
Hat ihn die Mutter aufgezogen.
Doch wenn er nach dem Vater fragte,
Dann hat die Mutter ihn betrogen,
Und Alles, was sie dann ihm sagte,
War das: Er war ein Flözerknecht;
Nach Holland ist er fortgegangen,
Zur Heimkehr trug er kein Verlangen.
Das war dem Knaben gar nicht recht;
Gern möcht er um den Vater gaukeln
Und sich auf Vaters Knieen schaukeln.
Wann kommt der Vater, fragt er sie,

Und seufzend sagt sie: der kommt nie!
Da sagt er auf der Mutter Schoos:
Ich such ihn dir, bin ich erst groß,
Und tanze, wenn ihr Hochzeit macht!
Die Mutter hat ihn angelacht,
Und sagt: du bist ein kleiner Necker,
Und alle Tage wirst du kecker;
Zum Fortgehn bist du noch zu klein;
Willst du denn auch ein Flözer werden?
Er sagt: der hat zu viel Beschwerden!
Ein Zimmermeister möcht ich sein,
Und Tannen mit der Axt behauen
Und Schiffe mir und Flöße bauen.
Probir es! sagt die Mutter dann,
Und frisch packt er die Arbeit an.
Die große Samengurke lag
Im Speicherfenster manchen Tag;
Nun ist sie völlig gelb und reif
Und nirgends mehr ein grüner Streif.
Den Samen hat er ausgeschält,
Die Schale sich zum Schiff erwählt,
Zum Kiele wird der Gurke Bauch,

Der Rücken zum Verdecke auch.
Glatt abgeschält, scharf zugespitzt
Hat er drei Masten sich geschnitzt,
Die stehn im Kiel fest eingefügt,
Und hoch an jedem oben fliegt
Blau rechts, links weiß, roth in der Mitten
Die Flagge aus Papier geschnitten.
Vom Stapel kann das Schiff jetzt laufen,
Und Wilhelm Tell will er es taufen.
Zwirn ist als Tauwerk ausgespannt
Vom Mast bis an die Bordenwand;
Das alte Schreibbuch, halb zerrissen,
Hat neue Segel geben müssen:
Vollendet steht der Wilhelm Tell!
Ein andres Werk ersinnt er schnell;
Am Sumpf hat Binsen er gefunden,
Wie bald sind die zum Floß verbunden!
Im Zuber ist das Schiff erprobt,
Ob es im Wasser könne gehen;
Die Mutter hat es schwimmen sehen
Und hat des Knaben Werk belobt.
Mit seinem Spielzeug läßt sie ihn

Nun zu dem stillen Bache hin,
Der an dem Haus vorüberrinnt.
Doch warnt sie ihn: Mein liebes Kind,
Geh nur nicht rechts von unsrer Au,
Da wohnt die böse, böse Frau!
Wenn die so einen Knaben fand,
Nimmt sie ihn mit ins fremde Land,
Da muß er immer mit ihr laufen,
Und nimmer wird er wieder frei.
Sie schleppt ihn weit in die Türkei,
Und kann sie ihn da nicht verkaufen,
So kommt er doch nicht wieder her,
Sie wirft ihn in das schwarze Meer.
Mein liebes Kind, nimm dich in Acht
Und denk an mich, ich habs gesagt.
Der Knabe denkt: Ich will mich wahren;
Stets spricht die Mutter von Gefahren,
Als wäre ich nicht selber klug,
Und mich zu hüten alt genug.
Kann ich mir Schiff und Floß schon bauen,
So darf ich auch mir selbst vertrauen!
So denkend trägt mit leichtem Sinn

Er Schiff und Floß zum Bache hin,
Und wie sie, seiner Hand entschlüpft,
Bald schwimmen, bald auch haften bleiben,
Dann wieder langsam voran treiben,
So geht er mit und springt und hüpft.
Im Fluge gehts voran und bald
Liegt hinter ihm der schwarze Wald,
Und vor sich sieht er in dem Laufen
Das Land der alten Hohenstaufen.
Da bleibt er eine Weile stehen,
Die weite Welt sich zu besehen,
Und wird vor Freuden ganz entzückt,
Wie er die Welt so groß erblickt,
Und wie er sie so schön erschaut,
Daß kaum er seinen Augen traut.
Anmuthig wechseln Berg und Thal
Vor seinen Augen überall,
Hier Roggenflur und Weizenfelder,
Dort hochgewachs'ne Buchenwälder,
Im Thal hier Wiesen, saftig grün,
Am Berg dort Bäume, welche blühn,
Im Thal hier heller Wasserspiegel

Und Traubengärten dort am Hügel.
Und Berg und Thal hört rings er klingen,
Hört süße Schwabenlieder singen,
Dort Minnesang, der nie verschollen,
Hier, frisch des Sängers Brust entquollen,
Die Lieder von Dornröschen zart
Und Eberhard dem Rauschebart.
Und Städtchen sieht er freundlich traut
Rings in dem Lande aufgebaut;
Da lockt es ihn, das Land zu sehen;
Nach Haus kann ich noch immer gehen,
So hat er zu sich selbst gesagt,
Und gleich den ersten Schritt gewagt.
Zwar weiß er weder Weg noch Steg,
Doch fürchtet er sich nicht und denkt:
Gut Württemberg hie alleweg,
Hab ich kein Brod, wird mirs geschenkt!
Fühl ich einmal den Magen knurren,
So mag der Eine filzig sein,
Ein anderer beim Geben murren,
Es ruft mich jeder doch herein,
Und reichet mir ein Stückel Brod,

Und spricht dabei: Behüt di Gott!
Und käm am End ich aus dem Reich
Ganz abgezehrt nach Haus gegangen,
Mein Mütterchen, das zankt nicht gleich,
Sie streichelt mir die hohlen Wangen
Und spricht: Das war ein Schwabenstreich!
Im fremden Lande ohne Leiter
Geht leichtfüßig er immer weiter,
Doch sucht er sich in seinem Lauf
Am liebsten stille Thäler auf.
Viel lieber hilft er sich mit Schwimmen,
Als daß er Berge sollt erklimmen.
Wohl kann er neben auf den Höhen
Von mancher Burg die Trümmer sehen;
Er aber hält in seinem Lauf
Mit Alterthümern sich nicht auf,
Und eilet an Burg Weibertreu
Bei Weinsberg unachtsam vorbei.
Auch bei der Burg der Berlichingen
Läßt er nur einen Trunk sich bringen;
Man bringt ihm klares Wasser her;
Er trinkt den ganzen Becher leer.

Und immer wächst er, wenn er trank.
Zu Hause war er schmal und schlank,
Jetzt hat er mächtig zugenommen,
Ihm ist das Wasser wohl bekommen.
Im Taglohn kann er sich verdingen,
Und wenn er schwere Lasten trägt,
Kann er dabei noch munter springen,
Als wär ihm gar nichts aufgelegt.
Kann er nur Wasser reichlich haben,
So sind dem starken Schwarzwaldknaben
Die schwersten Lasten federleicht;
Jedoch mit trocknem Munde schleicht
Er unter seiner Last gebeugt
Nur langsam fort und stöhnt und keucht,
Und setzt die Last, die man ihm gab,
In jeder Stunde zehnmal ab.
Doch lieber will er Lastknecht bleiben,
Als lesen lernen oder schreiben!
Erschrocken läuft er und entflieht,
Wie er die hohe Schule sieht,
Am schönen Heidelberg vorbei,
Und fühlt sich froh und frank und frei,

Daß er dem Schulzwang ganz entsprungen.
Frei ist, so hat er laut gesungen,
Als zu entschlüpfen ihm geglückt,
Frei ist der Bursch, der Bursch ist frei,
Kein Kind, das man zur Schule schickt,
Und dem man gar die Ruthe gibt,
Wenn es das A B Ab nicht liebt.
Wer will, mag auf der Schulbank sitzen
Und an den dicken Büchern schwitzen;
Gelernte Kunst ist doch nichts nütz,
Ich lobe mir den Mutterwitz!
Und aus der engen Bergstraßpforte
Tritt er hervor mit diesem Worte,
Und wird vor Staunen starr und stumm,
Wie er das reiche Land nun sieht,
Die goldne Au, die ringsherum
Ihn wie ein Gartenland umblüht.
Er sieht, und kann nicht satt sich sehen,
Nur langsam kann er weiter gehen,
Weil er, je mehr er weiter rückt,
Nur immer Schöneres erblickt.
Da nun aus weiter Ferne haben

Der kinderlose Mann, die Frau
Gesehn den hochgewachsnen Knaben
Umhergehn in der Pfälzerau.
Lang haben sie ihn sich betrachtet,
Dann nimmt das Wort die junge Frau,
Die lang nach einem Sohn geschmachtet,
Und spricht: Wenn ich nur Eines wüßte,
Ob er uns auch wird folgsam sein,
Ich holt ihn in das Haus herein,
Und fiel ihm um den Hals und küßte
Ihn wie mein eigen Kind sogleich!
Er sagt: Das gilt mir Alles gleich!
Uns folgen und die Aeltern ehren
Will ich den Wildfang wohl schon lehren!
Doch besser wär's vielleicht gethan,
Wir nähmen den zum Sohn nicht an.
Wir treffen doch nach wenig Stunden
Wohl noch ein andres Findelkind,
Wobei der Hausstand mehr gewinnt.
Sieh nur im Frankenland da unten,
Da kommt ein junger Bursch gegangen
Mit schwarzem Haar und rothen Wangen!

Der hier mit wasserblauen Augen,
Was wird der viel zur Arbeit taugen!
Er ißt und trinkt nur mit am Ende;
Die feinen, weißgewaschnen Hände
Die werden wohl am liebsten ruhn
Und schwerlich viele Arbeit thun!
Er ist von Hause doch entsprungen,
Wer weiß, was er da angestellt!
Und dann hat er ein Lied gesungen,
Das mir auch gar nicht wohlgefällt.
Du würdest mit dem blassen Knaben
Doch Nichts, als Müh und Arbeit haben!
Da sieh dir den im Frankenland,
Den hätt' ich gerne Mein genannt.
Die Frau sagt: Liebster, bester Mann,
Du hast doch selbst den Wunsch gethan!
Den ersten besten Findelknaben,
Der auf der Straße uns erreicht,
Wenn er nur einem Menschen gleicht,
Den wolltest du zum Sohne haben!
Nun sieh die veilchenblauen Augen,
So sonnenhell, so himmelklar!

Und sollte solch ein Kind nicht taugen,
Das wäre mir doch wunderbar!
Dein Andrer geht ja krumme Wege,
Den da siehst du auf strackem Stege!
Nein, der ist rein und gutgesinnt,
Ein unverdorben Schwabenkind!
Den laß du mich zum Sohne haben!
An deinem rothen Frankenknaben
Wirst du nichts Gutes dir erhaschen.
Von Mainz an bis nach Rüdesheim
Könnt' ich Nichts thun, als an ihm waschen,
So voll ist er von Schmutz und Leim!
Das kommt vom Arbeiten, sagt er;
Das Bißchen Schmutz ist leicht entfernt,
Man darf ihn nur ins Wasser tauchen.
Von Frankfurt kommt er eben her,
Da hat er Kaufmannschaft gelernt;
Solch einen Sohn, den kann man brauchen!
Da fängt die Frau fast an zu weinen:
So nimm du ihn, und laß mir meinen!
An ihm hängt doch mein ganzes Herz,
Und sollt' ich nun den schönen Knaben,

Der mir so lieb ist, doch nicht haben,
Dann sterbe ich vor Sehnsuchtsschmerz.
Doch dir gilts gleich, ob ich verderbe
Und am gebrochnen Herzen sterbe!
Eh' noch die Trauerzeit verstreicht,
Hat ein betrübter Wittwer leicht
Zum Trost für alle Herzenswunden
Die liebe zweite Frau gefunden.
Der thut man dann den Willen allen,
Doch mir geschieht Nichts zu Gefallen.
Hier fängt sie bitter an zu weinen,
Und hell hat er sie ausgelacht.
Und konntest du, mein Schatz, denn meinen,
Ich hätte jemals dran gedacht,
Dir irgend Wünsche abzuschlagen!
Den andern nenn' ich dennoch Mein!
Hast du an dem nun dein Behagen,
So sei und bleibe er auch dein!
Und freundlich reichet sie die Hand
Dem Necker, der noch ferne stand.
Komm, Kleiner, komm, sei unser Kind,
Sprich, Kleiner, willst du unser sein?

So komm, mein Sohn, und küsse mich!
Der hüpft ihr an die Brust geschwind
Und sagt vergnügt: da habt ihr mich!
Willkomm, sagt er, willkommen Kind!
Ich will dir alle Wege weisen!
Sei du mein Sohn und bleibe mein!
Doch Necker darfst du nicht mehr heißen,
Von nun an nenne du dich Rhein!

Der Frohnknecht.

Habt ihr des Moses Wort gelesen:
Das Leben währet siebzig Jahr,
Und Mühe ist es nur gewesen
Und Arbeit, wenn es köstlich war!
Und eilt auf Nimmerwiederbringen
Im Flug dahin auf Windesschwingen,
Und wie ein Schatten, der nicht bleibt,
Und wie die Blume, die zerstäubt,
Und wie ein Strom ist unser Leben
Uns kurz und mühevoll gegeben!
Doch wem hat, was uns Moses predigt,
Den Glauben jemals aufgenöthigt,
Bis er in ernsten Lebensjahren
Die Wahrheit an sich selbst erfahren!
Die Spanne einer Hand nur breit

Von unsrer Wiege bis zum Grabe
Scheint in der Jugend Ewigkeit,
Und von der Zukunft träumt der Knabe
Sich wundergleiche Seligkeit.
Noch hüpfet er im Flügelkleid,
Mit Blumen seine Stirn umkränzt,
Die Augen hell von Lust durchglänzt,
Mit immer heiterm Kindessinn
Auf seinen Heimathfluren hin,
Und trägt, noch nie ins Joch gespannt,
Ein Spielzeug nur in seiner Hand.
Das sind die Spiel- und Freudentage,
Einmal für immer ihm geschenkt;
Er aber weiß es nicht, und denkt,
Sein Jugendleben sei nur Plage!
Wenn einst der Bach zum Strome schwelle,
Dann werde erst der Himmel helle;
Da sieht er Freudensonnen strahlen,
Da leuchtet ihm des Glückes Stern;
Doch ach, er leuchtet noch so fern!
Und träumende Gedanken malen
Die Kinderzeit ihm dunkelgrau,

Die Mannesjahre himmelblau,
Und endlos lang den Weg zum Grabe.
Ja, träume nur und seufze, Knabe!
Die Jugend flieht, du wirst ein Mann;
Dein Bach wird Strom; was hast du dann?
Sieh deiner Mannesjahre Bild
Im Bache, der zum Strome schwillt!
Versteckt im Thal, durch Blumenwiesen
Sanft plätschernd oder leise rauschend,
Der Amsel süßem Schlage lauschend,
Siehst du den Bach gemächlich fließen.
Auf seinem Rücken trägt er bloß
Ein Gurkenschiff und Binsenfloß;
Froh scherzet in der klaren Welle
Die rothgesprengte Steinforelle,
Und lächelnd beschauet sein Angesicht
Im durchsichtigen Spiegel Vergißmeinnicht:
Das ist die glückselige Knabenzeit!
Im Mannesalter tief und breit
Kommt fluthend mit gewaltigen Wogen
Durch weite Lande der Strom gezogen,
Und zeigt im Spiegel seiner Wellen

Die Ritterburgen, die Fürstensitze,
Die mächtige Feste mit drohenden Wällen,
Des Münsterthurmes hochragende Spitze,
Das Kaufhaus, mit reichen Schätzen gefüllt,
Den Mastenwald, in Segel verhüllt,
Am Ufer das wogende Menschengewühl
Im ernsten Geschäft, im heitern Spiel:
Er selbst jedoch muß seinen Rücken
Als Frohnknecht unter Lasten bücken.
Hörst du, wie da im schwarzen Wald
Im Tannenhag der Axtschlag hallt?
Gefällt von stahlbewehrten Händen
Stürzt von des Berges steilen Wänden
Ins Thal hinab ein halber Wald
Von Tannen, Riesen an Gestalt.
Der Boden bebet und erzittert
Von der gewaltigen Last erschüttert!
Doch wie am Bach des Knaben Hand
Sich Binsen leicht zusammenwand,
So muß das feste Klammerband
Sich schmiegsam um die Riesen biegen
Und Baum an Baum zusammenfügen.

Das ist des Stromes Binsenfloß,
Ein Wasserthurm, ein Wellenschloß,
Aus tausend Säulen ausgebaut
Und ihm zur Bürde zugetraut.
Wild hat der Strom sich aufgebäumt
Und hohe Wellen aufgeschäumt,
Tief seufzend hat er schwer gestöhnt,
Bis er der Bürde sich gewöhnt,
Und abzuschütteln ihre Wucht
Hat er sich sträubend lang versucht:
Doch mit gewalt'gen Ruderschlägen,
Die schäumend seine Fluth durchfegen,
Ist er zum Frohnknecht bald gebändigt;
Des Knaben Spielzeit ist beendigt!
Und siehst du dort am Ufer hin
Die dichte schwarze Wolke ziehn?
Lautschnaubend durch die blauen Wogen
Kommt dort das Dampfschiff hergezogen;
Wie Sturmwind kommt's dahergeschossen,
Ein Walfisch, der mit starken Flossen
Die Fluth, die ihn nur zitternd trägt,
In leicht zerstäubten Schaum zerschlägt;

Ein Adler, dessen schnelle Schwingen
Im Wettflug auch den Wind bezwingen;
Ein Roß, das Rauch und Funken sprüht,
In dessen Auge Flamme glüht:
So stürmt es durch des Stromes Wellen,
Die vor ihm brechen und zerschellen.
Wie von der Stirn des Frohnknechts heiß
In schweren Tropfen rinnt der Schweiß,
Er selbst ermattet und erschöpft
Aus tiefer Brust den Odem schöpft,
Und bis die Kraft ihm wiederkehrt
Ihm Zittern durch die Glieder fährt:
So siehst du nun des Stromes Wogen,
Mit weißem Angstschaum überflogen,
Wie krafterschöpfte Glieder beben,
Wie athemlose Brust sich heben,
Jetzt seufzend an das Ufer schlagen,
Jetzt rauschend in dem Sand verrinnen,
Und kaum die Kraft sich frisch gewinnen,
Die Bürde weiter fortzutragen.
Da siehst du, Mann, dein Lebensbild
Im Bache, der zum Strome schwillt!

Der Kriegsmann.

Was seh ich, junger Ehemann,
Den Kriegsrock hast du angethan,
Mit einem Helm dein Haupt bedeckt,
Das Schwert zur Linken angesteckt,
Den Harnisch um die Brust gegürtet,
Den Kriegerranzen aufgebürdet,
In deiner Tasche Pulver, Blei,
Die Kugelbüchse in der Hand!
Längst meinte ich die Zeit vorbei,
Da einst, wie Mädchen Puppentand,
Das lustige Soldatenspiel
Als Knaben dir so wohlgefiel.
Ja, damals, als wir Knaben waren,
Da spielten wir mit Bleihusaren.
Sie saßen fest auf ihren Rossen,

Dicht aneinander angeschlossen,
Stets kriegsbereit, stets Säbel blank,
Und keiner meldete sich krank.
Die Pferde hielten gleichen Schritt,
Den Reitern wurde niemals bang;
Voran auf stolzem Hengste ritt
Der Hauptmann, der den Säbel schwang.
Und waren sie in offnem Feld
In Reih und Glied nun aufgestellt,
Dann rückten auch die Grenadiere
Jetzt zwei und zwei, jetzt vier und viere,
Aus ihrer Schachtel in das Feld;
Der Trommelschläger ging voran;
Fest schlossen sich die andern an,
Und unerschrocken sehn sie dann
Beobachtend sich lange an.
Sie standen wie gegoßnes Erz
Und keinem zitterte das Herz;
Sie kannten gar nicht den Gedanken,
Um einen Fußbreit nur zu wanken.
Jetzt aber ward vor beiden Schaaren
Die Holzkanone aufgefahren,

Mit einer Erbse scharf geladen.
Der Knabe richtet sein Geschütz;
Da fliegt die Erbse ohne Blitz
Und ohne Knall und ohne Schaden.
Doch das Geschütz wird frisch geladen,
Und näher vor den Feind gerückt,
Und wieder wird es losgedrückt.
Die Kugel trifft die Bärenmütze
Des Hauptmanns oben an der Spitze;
Er wankt und schwankt; er fällt dahin,
Und rasselnd stürzen alle Reiter
Mit dem gefallnen Hauptmann hin,
Und keiner rührt und regt sich weiter.
Da liegen sie, die Heldenseelen,
Die niemals Furcht und Flucht gekannt,
Den Säbel noch in starrer Hand;
Und auch nicht einen siehst du fehlen,
Der etwa heimlich durchgebrannt.
Wie sie die Schlacht zusammenschoß,
So liegen alle, Roß an Roß,
Und Brust an Brust, und Mann an Mann,
Und auch das schärfste Auge kann

In der Gefallnen bleichen Zügen
Nicht eine Spur von Furcht entdecken;
Sie wollten fallen oder siegen!
Wir aber wußten sie zu wecken,
Und hatte, als die Kugeln flogen,
Ein blanker Säbel sich verbogen,
Uns war es leicht, ihn neu zu sträcken!
Und wenn auch bei dem Falle gar
Ein Pferdebein zerbrochen war,
Doch rückte zu dem nächsten Strauß
In immer gleichem Schritt und Tritt
Der Reiter mit den andern aus;
Sein Pferd ging auf drei Beinen mit;
Wir nannten ihn den Invalid.
Doch das war Knabenscherz und Spiel!
Ist auch der Krieg ein Kinderspiel?

Abend ists, ersehntes Dunkel deckt das Schlachtfeld endlich zu;
Auf das blutgedüngte Rheinthal legt sich stille Grabesruh;
Nur der Sterbenden Geröchel und der Wunden Wimmern tönt,
Wo vom dumpfen Schlachtendonner eben noch das Land
gedröhnt.

Kalt und bleich, wie aus dem Grabe geht der Mond am Schwarzwald auf,
Hingemäht wie Aerntegarben liegen Todte Hauf bei Hauf;
In dem Leben sich bekämpfend, brüderlich vereint im Tod,
Tragen sie dieselben Farben, neben Schwarz und Gold das Roth.

Deutsche Freiheit, Deutsche Einheit, war der Einen Loosungswort;
Einig Deutschland, freies Deutschland, riefen auch die Andern dort.
Grimmig bis zum Tod sich hassend schlugen sie die Bruderschlacht,
Und die Einen wie die Andern sanken in die Todesnacht.

Wie nach Hagelschlag ein Landmann durch die öden Fluren geht,
Längst verzogen sind die Wolken, die Verderben ausgesät,
Doch zermalmt sieht er die Aussaat, deren sich sein Herz gefreut,
Und auf den zerdroschnen Feldern liegt der Hagel ausgestreut:

So geht einsam jetzt ein Krieger, wo er vorher stand im Kampf;
Längst verzogen und verschwunden ist der Pulverwolken Dampf,
Friedlich liegen sie beisammen, die sich würgten in dem Streit,
Und wie Hagel liegen Kugeln auf den Feldern ausgestreut.

Einsam auf dem Schlachtfeld wandelnd denkt er an sein
Heimathland,
An das Vaterhaus und Dörfchen an der fernen Ostsee Strand,
An den grauen Vater denkt er, der ihn segnend ziehen hieß,
An das schöne Fischermädchen, das er dort in Thränen ließ.

Ueber der Gefallnen Leichen denkt er seufzend an die Zeit,
Als er noch im Knabenspiele stritt zum Scherz den Männerstreit,
Da als Kampfgenoß zur Seite ihm sein Zwillingsbruder stand,
Der schon vor ihm aus der Heimath wanderte zum Schwei-
zerland.

In den bittern Ernst verwandelt siehet er den Knabenscherz;
Schaudernd wendet er die Augen, in der Brust erbebt sein
Herz,
Wie er neben den zerfleischten blutbeströmten Leichen steht,
Neben den zerstückten Gliedern, die das Schwert herabgemäht.

Horch, war's nicht ein leises Wimmern, das ihm in die Ohren
klingt?
Und bekannt scheint ihm die Stimme, die ihm durch die
Seele dringt!
Nieder bückt er sich zu sehen, ob noch Hülfe möglich sei,
Bückt sich, schaut und schauet wieder, und fährt auf mit
Angstgeschrei.

Wie im treuen Spiegel siehet er das eigne Angesicht!
Der Gefallne, dessen Auge, dessen Herz im Tode bricht,
Ja, es ist sein Zwillingsbruder, den er sterbend wiedersieht,
Und aus dessen bleichem Munde jetzt der letzte Odem flieht.

Kain, wo ist dein Bruder, ruft es tausendstimmig durch sein
Herz,
Neben seines Bruders Leiche sinkt er hin im Todesschmerz.
An dem düstern Abendhimmel stirbt des Mondes Dämmerlicht,
Hinter dichten Wolken birgt er scheu sein bleiches Angesicht.

Das ist der Krieg! Den Bruder tödet
Des Bruders unbewußte Hand,
Und seufzend fließt von Blut geröthet

Der Strom wie schamroth durch das Land.
Krieg, Männerwürger, Menschheitschmach,
Volksgeißel, Todes Aerntetag,
Wird zu entfliehen deinen Schrecken
Die Menschheit je den Weg entdecken!
Doch sagen wir im Rheinschen Land:
Kein Mann verlebt den Ehestand,
Er hätte denn in seinen Jahren
Einmal auch einen Krieg erfahren!
Ist denn vielleicht im Völkerleben
Der Krieg mit seinen Schrecken nur
Dasselbe, was der Erde Beben,
Des Meeres Sturm in der Natur?
Entzünden sich des Krieges Gluthen,
Von eben dem Gesetz gelenkt,
Wonach der Strom auch seine Fluthen
Verwüstend hebt, beruhigt senkt?
Vorüber geht der Sommertag;
Dem Herbste folgt der Winter nach;
Die Welt steht ihres Schmucks beraubt,
Das Feld ist kahl, der Wald entlaubt.
Trüb hanget über ödem Land

Ein grauer Himmel ausgespannt,
Und sparsam, matt und kalt nur bricht
Aus seinen Wolken Sonnenlicht.
Die Mutter Erde geht zur Ruh
Und deckt sich still mit Flocken zu,
Und wie sie sich zur Ruhe legt,
Wird schläfrig Alles, was sie trägt.
Mit halb nur offnen Augen schleicht
Im Thal der Bach, erstarrt und seicht;
Nur gähnen noch kann selbst die Quelle;
Es schweigt die sonst so geschwätzige Welle,
Und wie ein schlummernder Frohnknecht ruht
Auch des gewaltigen Stromes Fluth.
Entschlafen ist sein reiches Leben;
Kaum leichte Ruderkähne schweben,
Wo sonst, von weißem Schaum umsaust,
Das Dampfschiff stolz daher gebraus't.
Schwerfällig zögernd fortgezogen
Fließt er im Frost mit trägen Wogen,
Bis sich der Nebel auf ihn legt,
Der ihn in Eisesbande schlägt.
Am Abend war der Strom noch frei,

Da zog der Nebel dicht herbei:
Am Morgen lag von Land zu Land
Von Eis die Brücke ausgespannt.
Still liegen unter ihren Bogen
Wie kriegsgefangen seine Wogen,
Und fester, immer fester ziehn
Sich rings um sie die Fesseln hin:
Da liegt der Strom, so frei geboren,
In Kerkerwände eingefroren;
Lebendig liegt er in dem Sarg,
In welchen ihn die Nacht verbarg,
Und aus der Gruft, die ihn umzieht,
Ertönt sein leises Klagelied:

Eng sind meine Kerkers Wände,
Sehnend strecke ich die Hände
Nach dem freien Himmel aus!
Wie aus dichtem Erz gegossen,
Hält mich wie ein Grab umschlossen
Kalt und fest mein Kerkerhaus.

Läßt sich denn der Sarg nicht sprengen?
Rüttle, schüttle an der engen
  Wohlverwahrten Felsenkluft!
Laß nicht nach! Sie muß sich fügen,
Und dann trink' in vollen Zügen
  Freiheitsodem, Himmelsluft!

Ach, umsonst! Kein leises Zittern
Fühl' ich in den Eisengittern,
  Und mir beuget sich kein Stab!
Diese frosterstarrten Hände
Brechen nicht die Felsenwände;
  Lebend liege ich im Grab!

So klaget er in seiner Gruft,
Und athmet nur Gefängnißluft,
Da fühlet er nach langen Wochen
Die dichte Kerkerwand durchbrochen,
Und durch die enge Spalte bricht
Die frische Luft, das junge Licht.
Der Thauwind hat sich aufgemacht,
Lau weht er durch die stille Nacht;

Die Wolken treibt er vor sich her,
Die gießen Regen dicht und schwer,
Und rings auf Flur und Bergeshöh,
In jedem Thale schmilzt der Schnee.
Die Bäche füllen sich und schwellen
Von mächtigen trübaufsprudelnden Wellen.
Die drängen und stürzen sich allzumal
Von den Bergen hinab in des Stromes Thal.
Da hebt sich der Strom mit Jugendmacht;
Hoch schwillt die Fluth, die Eisdecke kracht,
Zehntausendfältig zerbrochen rollen
Im Strombett sich drängend mächtige Schollen.
Wild faßt sie der Strom, der zum Meer sich erweitert;
Wie Kiesel der Knabe, so schmettert und schleudert
Die Fluth, zum Berg herangeschwollen,
Die brechenden, knirschenden, krachenden Schollen.
Am Ufer erheben auf jedem Thurm
Die Glocken den Nothruf; es läutet Sturm!
Erwartungsvoll, bange stehet und schaut
Das Volk, ob irgend das Eis sich staut.
Und höher, höher schwellen die Wogen
Und wirbeln das Eis im strudelnden Bogen,

Als sollt es zu Staub sich selber zerreiben.
Doch endlich, endlich beginnt es zu treiben,
Und wie mit blitzendem Gewehr
Bei der Trommel Wirbelklang
Im langen Zug ein Kriegerheer,
Zum Kampf gerüstet und bestellt,
Eine Verderben drohende Schlange,
Daherzieht durch das ebne Feld;
Die ersten gehn gemeßnen Schritt,
Nach folgen die andern mit drängendem Tritt,
Und immer neue Züge fügen
Sich zu den vorübereilenden Zügen:
So drängen und treiben und wogen und rollen
Im Strome sich folgend Schollen auf Schollen;
Sie stoßen zusammen mit dumpfem Klange,
Wild rauscht das Wasser um sie her;
Eine Verderben drohende Schlange,
So ziehen sie im Strom daher;
Und immer neue Berge kommen
Den ersten nach herangeschwommen,
Und immer näher wogt ihr Gedränge
Der felsumschnürten Stromesenge,

Wo links und rechts die Felsenwand
Hinabreicht bis zum Uferrand,
Und wo in Klippen eingekeilt
Sogar die Welle lang weilt,
Bis sie vom Strome fortgezwungen
Den Durchgang endlich sich errungen.
Den hat der Eisgang jetzt erreicht;
Die ersten Schollen schwimmen leicht
Hin durch des Stromes enges Bette;
Jetzt nahet sich der Felsenkette
Der volle Zug; er hemmt sich; hält;
Er steht; das Eis hat sich gestellt,
Ein Damm von Grund aus hochgebaut,
Eine Brücke von Schollen aufgestaut,
Fest zwischen die Ufer eingezwängt.
Nachströmend drückt und treibt und drängt
Die Fluth, wie ein Meer emporgeschwollen,
Das Eis zum Gebirge aufgequollen.
Wie Felsenblöcke aufgethürmt,
So kommen die Schollen herangestürmt;
Umsonst! Ihr zürnender Sturm zerbricht
Die festgekeilte Brücke nicht.

Da wendet sich der Strom und gießt
Durch der zerrißnen Ufer Rand
Ein wildes Meer, das schäumend fließt,
Zu beiden Seiten auf das Land.
Der Schrecken eilet vor ihm her,
Verwüstend stürzt er auf die Flur;
Schon ragen aus dem weiten Meer
Die Bäume und die Dächer nur.
Es rollen durch der Städte Gassen
Die Schollen Eis, die Wassermassen;
Sie stoßen an ein Haus; es wanket,
Wie in dem Wind die Pappel schwanket:
Da reißt im letzten Augenblicke
Des Eises festgestaute Brücke,
Und stürmisch aus dem geöffneten Thor
Wälzen Wellen sich, Wogen und Schollen hervor;
Die Fluthen sinken, die Noth ist vorbei,
Die Fluthen verrinnen, das Land ist frei.
Der Strom sucht sein Bett, doch er selber erschrickt,
Indem er enteilend hinter sich blickt.
Denn wie ein Schlachtfeld, mit Trümmern bedeckt,
Wie die Aernte, vom Hagel niedergestreckt,

Wie die Stadt, die den Zorn des Siegers erprobt,
Wie ein Land, durch welches der Aufruhr getobt,
So zeigen sich seines Zornes Spuren
Rings auf den sonst so lachenden Fluren.
Das ist der Krieg, der Menschheit Schmach,
Des Todes Fest- und Aerntetag,
Der Männer Würger, der Frauen Schänder,
Der Fluch und Schrecken aller Länder.

Hoffnungsnebel.

Frau Sara Rhein, geborne Aar,
Ob all dein Hoffen, Harren, Weinen
Auch noch so lang vergeblich war,
Dir sollte Freude noch erscheinen!
Längst hattest du es aufgegeben,
Je eine Tochter, einen Sohn
An deine Mutterbrust zu heben:
Jetzt ärntest du der Treue Lohn.
Denn eine Rosenknospe blüht
An deiner Mutterbrust hervor,
Und eine Freudenthräne glüht
Vom Herzen warm zum Aug empor.
Und doch wird ihr das Herz beklommen,
Wenn sie der großen Söhne denkt,

Die in das Haus sie aufgenommen.
Wird nun in ihren reifen Tagen
Ihr selber noch ein Kind geschenkt,
Was werden die zwei Söhne sagen!
Lang hat sie, was ihr Herz bewegt,
Bei sich im Stillen überlegt,
Und Niemanden um Rath gefragt.
Doch als sie Alles nun erwogen,
Hat mit dem Mann sie Raths gepflogen.
Mein liebster Mann, hat sie gesagt,
Ich muß es endlich dir entdecken,
Du wirst darüber nicht erschrecken,
Ich darf es dir doch nicht verschweigen,
Hier schweigt sie, ihre Augen neigen
Sich nieder, und zwei Thränen zeigen
Sich perlend auf dem Angesicht.
Besorgt sieht er sie an und spricht:
Mein Kind, du mußt mir Nichts verhehlen,
Es wird dir hoffentlich Nichts fehlen!
Du bist verändert, und es scheint,
Du hast im Stillen gar geweint!
Sie sieht ihn an mit einem Blick,

Worin durch Thränen Freude strahlt,
Mit Augen, worin Mutterglück
Und Mutterstolz zugleich sich malt.
Dann sagt sie lächelnd: Unverhofft,
Mein lieber Mann, kommt doch noch oft.
Ich heiße Sara, lieber Mann!
Er sieht sie froh erschrocken an,
Und sagt: O könnt es möglich sein!
Die Hoffnung hab' ich aufgegeben!
Sie spricht: Sie wird sich frisch beleben,
Bald heißest du der Vater Rhein.
Da hat er fester noch den Arm
Und fröhlicher um sie gewunden,
Als wie er jung und liebewarm
Im Schweizerlande sie gefunden,
Und sie als jugendliche Braut
Sich endlich liebend ihm vertraut.
Stolz hebet er, wie dort das Haupt,
Wo er den ersten Kuß geraubt;
Ich, Vater Rhein, ruft er entzückt,
Und will schon nach den Söhnen eilen,
Die Nachricht, die ihn hoch beglückt,

Den beiden fröhlich mitzutheilen,
Da legt sie Einwand ein und spricht:
Lieb Väterchen, du wirst doch nicht!
Die werden früh genug erfahren,
Daß eine Frau in meinen Jahren
Noch in das Haus die Wiege bringt.
Ich darf es dir ja wohl gestehen,
Ich schäme mich, wenn sie mich sehen,
Und wenn es halbweg mir gelingt,
Gedenk ich ihnen zu entgehen.
Auf kurze Tage muß ich scheiden,
Weßhalb, erfahren nur wir beiden.
Ganz ins geheim will ich verreisen.
Ja, wollte ich Frau Rhein mich heißen,
Da könnten sie im Tagblatt lesen,
Was ich gethan, wo ich gewesen.
Am Besten nenn' ich mich die Aar;
Das ist doch kein Betrug, fürwahr!
Ich hatte wirklich ja den Namen.
Wenn wir nun unser Kind bekamen,
Dann, Väterchen, komm ich geschwind
Und bringe dir das liebe Kind.

Die Trennung soll uns nicht gereuen!
Wie wird das Väterchen sich freuen,
Wenn ihn ein Töchterchen umschmeichelt,
Und dann dem lieben Vater Rhein
Den Bart mit zarten Händen streichelt!
Nicht wahr, mein Schatz, du sagst nicht Nein?
Doch er, halb traurig, halb vergnügt
Hat lang und still das Haupt gewiegt,
Und sagt: Ich lasse dich nicht gerne
Und jetzt zumal weit in die Ferne.
Sie spricht: Ich geh auf Wiedersehen,
Und mit bring ich dir frohe Stunden!
Mein Plätzchen hab' ich aufgefunden,
Leb wohl, mein Herz, und laß mich gehen!
Und ehe er es hindern kann,
Hat sie sich seinem Arm entwunden,
Und hat den Abschiedsschritt gethan.
Hoch oben im Gebirg versteckt,
Unweit der kahlen Taunusplatte
Hat sie vom Buchenwald bedeckt
Sich eine stille grüne Matte
Zu ihrem Plätzchen ausersehen.

Dorthin beginnt sie jetzt zu steigen;
Der Flecken heißt noch heute Wehen;
Da will sie als die Aar sich zeigen.
Entschlüpft ist sie des Gatten Hand;
Wie Nebel wallet ihr Gewand
Um ihre leichtgebauten Glieder
Vom Haupt bis zu der Sohle nieder,
Und um die süßen Augen schwebet
Ein Schleier, wie aus Duft gewebet.
Er greift nach ihr mit seiner Hand,
Umsonst, sie selbst kann er nicht fassen,
Und fasset kaum noch ihr Gewand.
Zuweilen strahlt ihm noch von fern,
Wie dann und wann das Sonnenlicht
Hellglänzend durch den Nebel bricht,
Ihr Auge wie ein Hoffnungsstern;
Doch dichter stets und trüber wallt
Ihr Nebelschleier um sie her.
Er sieht ihr nach, er seufzet schwer;
Kaum kann er noch ihr Wort verstehen,
Das fernher durch den Nebel hallt,
Ihr: Lebewohl, auf Wiedersehen!

Doch in dem trüben Duft verhallen
Auch ihre Abschiedsworte schon,
Nur Thränen fühlet er noch fallen.
Getheilet fühlt er da sein Herz
In Hoffnungsglück, in Trennungsschmerz;
Die Augen fühlt er Thränen füllen
Und dichten Nebelflor umhüllen,
Und lange fließen seine Thränen
In Hoffnung und in Liebessehnen.

Der Nachtwandler.

O Schlaf, der Engel Bruderkuß,
Uns Menschen auf den Mund gedrückt,
Der müden Armuth Hochgenuß,
Der uns so tief und reich beglückt;
Du Augentrost, von Gott geschenkt,
Du volle süße Freudenquelle,
In deren tiefe dunkle Welle
Das Herz erst seinen Schmerz versenkt,
Dann gerne selber niedertaucht,
Uud dann, von Kraft frisch angehaucht,
In ihm sich neugeboren fühlt;
Du Odem Gottes, dessen Kraft
Den Brand der Seelenwunden kühlt;
Du Born, daraus das Leben quillt,

Du Tröster, der den Jammer stillt,
Du Engel, der mit Himmelsfrieden
Der Erdenkinder Herz erfrischt,
Und leise allen Weinensmüden
Die Thränen aus den Augen wischt:
Schlaf, holder Schlaf, von Gott gegeben,
Was wäre ohne dich das Leben!
O armes Herz, wenn es die Stunden
Der endlos langen Leidensnacht,
Von dir, o Schlaf, nie aufgefunden,
Mit seinem Schmerz allein durchwacht!
O armes Herz, von dessen Lager,
Noch ist's von heißen Thränen feucht,
Der Kummer abgebleicht und hager
Dich, holder, süßer Schlaf, verscheucht!
O armes Herz, das bange Sorgen
Mit schwerer fester Hand erfassen,
Und von dem Abend bis zum Morgen
Dir, holder Schlaf, nie überlassen!
Beglückt, wer nimmer sie empfunden,
Die Noth schlaflos verwachter Stunden,
Wen fester, tiefer Schlaf erfreut,

Sobald der Sandmann Körner streut!
Denn wann durch goldner Wolken Saum
Der Strahl des Abendsternes bricht,
Und matt und bleich die Fluren kaum
Umdämmert kaltes Mondeslicht;
Wann auf die thaubesprengten Matten
Sich lagern langgestreckte Schatten:
Dann schlüpft aus seinem dunkeln Haus
Der Sandmann in die Welt hinaus.
Er hat bei Tages Schein und Gluth
Tief in der Schlucht versteckt geruht,
Und Wichtelmann und Zwerge haben
Für ihn den klaren Sand gegraben,
Wie Sonnenstäubchen zart und fein,
Wie Silber weiß, wie Wasser rein,
Und haben, bis es überschwillt,
Sein Faß ihm mit dem Sand gefüllt,
Den er am Abend streuen soll.
Das Faß wird jeden Abend voll;
Und wie ein Nebel kommt und weicht,
Geht dann, das Faß in seiner Hand,
Der Sandmann durch das Abendland;

Sein Schritt ist rasch, sein Gang ist leicht.
Bald hat er Alles weit und breit
Mit seinem Schlummersand bestreut.
Wohin ein Körnchen Sandes fällt,
Entschläft das Leben in aller Welt
Zu leise athmender Schlummerruh.
Die Blumenaugen schließen sich zu;
Von langem Wachen müd und matt
Neigt sich entschlafend jedes Blatt.
Am stillen Bach, am Wasserfall,
Der sprudelnd über Steine rauscht,
Singt noch, von Niemand mehr belauscht,
Ihr spätes Lied die Nachtigall;
Sie singt der Welt das Schlummerlied.
Der Sandmann hört es an und zieht
Von Land zu Land, von Ort zu Ort
Mit seinem Sandfaß weiter fort,
Und ohne je ein Wort zu sprechen,
Wirft er mit reich gefüllter Hand
In alle Augen seinen Sand.
Die Augen brennen, die Augen stechen;
Kein Reiben hilft, sie fallen zu;

Was warmes Blut im Herzen trägt,
Das liegt jetzt still und unbewegt.
Euch aber bringt er keine Ruh,
In deren Adern Wasser fließt!
Denn wie ein Strom sich fort ergießt,
Mag hell die Sonne ihn beglänzen,
Mag nebelnd Mondschein ihn umkränzen:
So schlummern sanft wohl alle andern,
Ein Wassergeist muß rastlos wandern.
Der Luftgeist, der im Sturme saus't,
Hat seine Kraft bald ausgebraus't,
Und seinen wilden Riesenzorn
Stillt aus des Sandmanns Faß ein Korn;
Dann liegt und schläft er manche Nacht,
Bis er gekräftigt frisch erwacht.
Der Feuergeist, der ungebändigt
In ungestümen Flammen lodert,
Und immer neue Opfer fodert,
Bis sein Zerstörungswerk sich endigt,
Wird von dem Sandmann doch bezwungen,
Und seiner wilden Gluthen Brand
Erlischt entschlafend in dem Sand.

Du nur hast Ruhe nie errungen,
Du armer Frohnknecht, Wassermann!
Voll Mitleid sieht's der Sandmann an,
Und schüttet stets den letzten Sand
Hinab an deines Strombett's Rand:
Umsonst; der Strom muß immer fließen,
Und nie darfst du dein Auge schließen.
Dein Auge will kein Schlaf versiegeln,
Mag sich in ihm die Sonne spiegeln,
Mag auch der goldnen Sterne Schein
Rückstrahlen aus dem blauen Rhein.
Du bist des Wandelschläfers Bild,
Der, wenn der Mond zum Vollmond schwillt,
Auf von dem weichen Lager steht
Und nächtlich schlafend wandeln geht.
Verschlossen ist sein Augenlicht,
Er geht und schläft, und strauchelt nicht.
Als wären die Augen ihm aufgethan,
So faßt er sicher die Arbeit an;
Er greift nicht fehl im dichten Gewirre,
Er geht auf keinem Kreuzweg irre,
Und schaut mit Geistesaugen von Innen,

Was verborgen bleibt den äußeren Sinnen.
Erstaunt, verwundert sehn wir ihn an,
Dem neu eine Welt sich aufgethan.
So wandelt nächtlich hinab das Thal
Der Rhein beglänzt vom Mondesstrahl,
Und wenn uns Schlaf umfangen hält,
Erwacht um ihn die Geisterwelt.
Die Wogen wirbeln, wachsen, schwellen;
Die Nixe, die tief in der Fluth
Die Tageszeit verträumend ruht,
Erhebt sich aus den blauen Wellen;
Ihr folgt der Schwestern ganzer Chor,
Sie steigen aus der Fluth hervor,
Und spiegeln bei mattem Sternenlicht
Im Rhein das holde Angesicht.
Sie plätschern im Strom hinauf, hinunter.
Sie lachen, scherzen, necken sich munter,
Die Lorlei tauchet aus dem Rhein,
Sie setzt sich auf den grauen Stein,
Sie greifet in der Saiten Gold
Und weckt der Harfe sanften Schall;
Sie singt ihr Lied so süß, so hold,

Sanft klingt es nach der Wiederhall.
Dort zeiget sich der Fels gespalten,
Und wimmelnd drängen sich Gestalten
Von hundert Geistern aus dem Berg.
Der Däumling kommt, der Silberzwerg,
Der Kobold und der Wichtelmann;
Der Wispergeist redet sie flisternd an,
Und Alle heißt er leise willkommen,
Die aus dem Berg hervorgeklommen.
Wie Nebel zerfließt und neu sich ballt,
So wimmelt, wirrt sich, woget, wallt
In immer wachsendem Gedränge
Der Geister ungezählte Menge.
Jetzt öffnen auch die Gräber sich,
Und seiner Todtengruft entschwebt
Still das Geschlecht, das einst gelebt.
Sie kommen, sie nahen schweigend sich.
Der Eisenritter sitzt zu Roß,
Das Haupt vom Helmbusch stolz umweht,
Nach folget ihm der Knappen Troß.
Das schöne Ritterfräulein steht
Hoch oben auf dem Felsenschloß.

Mit Muschelhut und Kürbisflasche,
Mit Rosenkranz und Stabe geht
Der greise Pilger durch das Land.
Mit Armbrust und mit Jägertasche,
Den Jagdspieß in der starken Hand,
Zieht hier der Schütz zum Niederwald;
Die Rüden bellen, der Jagdruf hallt.
Dort steht der Mönch und lies't die Messe,
Hier Doctor Faust den Höllenzwang;
Dort stehet vor der Druckerpresse
Hans Guttenberg und sinnet lang;
Dann geht er mit dem Bettelstabe
Und sucht den Weg zu seinem Grabe.
Hier öffnet sich die Klosterpforte,
Und eine hohe Frau tritt ein,
Noch spricht sie leise Abschiedsworte
Und hüllt sich in den Schleier ein.
Die Krone, die ihr Haupt umkränzt,
Und ihre Wittwenthräne glänzt
Als bleiches Gold im Mondesstrahl.
Sie ist's, die noch von Gram durchschauert
Um Kaiser Adolf weint und trauert,

Imagina in Clarenthal.
Dort auf der Kloppenburg erscheint
Ein hoher königlicher Greis;
Sein Haar, sein Bart sind silberweiß,
Und seine Augen sind verweint;
Aus fünfzig selbstgeschlagnen Schlachten
Zeigt er die Narben, die sie brachten;
Doch vor ihm stehet unerweicht
Ein Jüngling, der dem Greise gleicht.
Der greise Vater nimmt die Krone
Und reichet selber sie dem Sohne;
Der greift nach ihr mit stolzem Blick,
Und geht und läßt den Greis zurück.
Der sieht ihm nach, bis er entschwand,
Dann seufzt er leise: Hildebrand!
Jetzt mehrt sich wachsend das Gedränge,
Fast wird der Schaar das Thal zu enge.
Denn aus des ganzen Reiches Gauen
Sind hier die Fürsten und Herren zu schauen;
Entfaltet flattert der Doppelaar!
Zum Königsstuhle zieh't die Schaar.
Erwartend stehn die Völker und schweigen,

Hinauf die Marmorstufen steigen
Die sieben großen Fürsten zugleich,
Und geben dem fünften Heinrich das Reich.
Laut durch die Völker brauset der Klang:
Es lebe Heinrich hoch und lang!
Zum Stuhle steigt der König hinauf,
Setzt seinem Haupt die Krone auf
Und rufet: Ist kein Dalberg da?
Ein Edelknappe kommt und kniet,
Und wie das Schwert der König zieht,
Da ist das Bild in Luft zerflossen,
Ein andres steht statt seiner da,
Und Niemand sagt, wie es geschah.
Es steht ein Münster aufgebaut,
Weit sind die Thore aufgeschlossen,
Vom Thurme klagen die Glocken laut,
Und ihre dumpfe Stimme ruft
Den Sarg hinab zur Kaisergruft.
Schwarz ist der Münster rings umhangen,
Mit Flor ist der Altar verhüllt;
Da kommt der Leichenzug gegangen,
Voran geht Krone, Schwert und Schild.

Zwölf schwarzumflorte Grafen tragen
Den Sarg zum Münsterthor herein;
Sie bringen ihn zum Leichenschragen!
Tag des Zornes, Tag der Schrecken,
Der die Todten wird erwecken,
Fällt das Lied der Priester ein.
Und der Bischof am Altare
Ruft: Erbarm dich, Herr, verfahre
Mit uns nach unsrer Sünde nicht!
Vergib, o Herr, uns unsre Sünden,
Und laß uns Gnade vor dir finden!
Die Orgel schmettert; die Glocken klingen;
Still betet das Volk; die Priester singen;
Weit thut sich auf die Kaisergruft:
Da schwindet das Bild in Nebelduft,
Und aus dem trüben Nebel quillt
Hervor ein andres Schattenbild.
Da liegt versengt und halb verbrannt,
Vom Feind durchstürmt, das Rheinische Land.
Die reichen Fluren sind verödet;
Die Dächer stehen rings in Flammen;
Der Bauer ist verjagt, getödet,

Die Bäche sind mit Blut geröthet;
Im Walde sitzen sie beisammen,
Die sich zu rechter Zeit geflüchtet;
Stets bleibt der Himmel flammenroth;
Dreihundert Dörfer sind vernichtet.
Und voran stürmt der Feind und droht
Denselben Mord, denselben Brand
Den Städten in des Rheines Land.
Heran zum Sturme rückend rasselt
Das Thor bedrohend das Geschütz;
Auflodernd sprüht der Pulverblitz,
Und an die feste Mauer prasselt
Der Eisenkugeln wilder Sturm.
Laut heulend kommt in hohem Bogen
Die Feuerbombe hergeflogen,
Sie sucht ihr Ziel, den Münsterthurm.
Ein glühendrother Feuerstreifen
Zeigt an dem Himmel ihren Pfad;
Noch halten ihre Eisenreifen;
Jetzt fällt sie nieder auf die Stadt.
Sie bohrt sich ein, und wirbelnd wühlt,
Wie wenn ein Knabe Kreisel spielt,

Die Feuerkugel in dem Sand.
Jetzt ist die Lunte abgebrannt,
Und plötzlich durch und durch erglühend,
Laut donnernd, Tod und Flammen sprühend,
In Splitter tausendfach verwettert,
Zerplatzt die Bombe und zerschmettert,
Und speit mit ihrem letzten Hauch,
Indem sie stirbt, rings um sich her
Ein blutigrothes Flammenmeer.
Zum Himmel wirbelt auf der Rauch
Und mischt sich mit dem Pulverdampf,
Und immer wilder tobt der Kampf,
Der Schlachtruf brüllt, die Wunden wimmern,
Die Kugeln pfeifen, die Schwerter flimmern,
Und immer höher lodern die Flammen,
Die Mauer bricht und stürzt zusammen,
Und: Vorwärts, ruft es, vorwärts, Muth!
Die Bresche färbet Menschenblut,
Und Menschenblut fließt auf den Gassen;
Sie morden sich mit wildem Grimme,
Die nie sich kannten, jetzt sich hassen.
Noch ruft der Glocken Jammerstimme

Nach Hülfe von dem Münsterthurm;
Vergebens! Näher kommt der Sturm!
Die deutschen Reihen sind gelichtet,
Der Führer liegt in seinem Blut;
Wund sind die Seinen oder todt;
Nun sinkt der Ueberbliebnen Muth,
Das Häuflein wendet sich und flüchtet.
Da stürmt, noch voll von Kampfeswuth,
Von Rauch geschwärzt, von Zorn noch roth,
Ein kampfgereizter Königstiger,
Zur Stadt herein der wilde Sieger.
Die Thüren werden eingeschmettert,
Die Fenster werden eingebrochen;
Wie tief sich auch die Angst verkrochen,
Wie hoch die Furcht emporgeklettert,
Wie dunkel sich die Angst versteckt,
Es bleibt kein Flüchtling unentdeckt.
Die Münsterpforte wird erbrochen,
Das Heiligthum wird ausgeraubt,
Und aus der frech gesprengten Gruft,
Wo sich die Kaisersärge bergen,
Hervor aus den zerbrochnen Särgen

Zieht ihre Hand, trotz Moderduft,
Der alten Kaiser morsche Knochen;
Sie spielen Kegel mit dem Haupt.
Der Wandelschläfer siehet grausend
Im Nebelbilde ein Jahrtausend
Mit seinem Glück und seiner Noth,
Sarg, Krone, Grab, Geburt und Tod,
Den Glanz hier, dort die Schmach der Welt
Zugleich dem Anschaun dargestellt.
Wie uns das Maß für Zeit und Raum
Entschwunden ist in jedem Traum,
Und in die Stunde eingeengt
Ein Leben sich zusammendrängt:
So siehet, wer im Schlafe wandelt,
In einer kurzen Nacht verhandelt,
Was in Jahrhunderten geschah;
Ihm ist Nichts fern, ihm ist Nichts nah.
Mit einem einz'gen Geistesblick
Sieht er in fernste Zeit zurück,
Und siehet aller Zeit Gestalten
Vor seinem Geiste sich entfalten;
Sein Wandelschlaf ist Ferngesicht,

Prophetenblick und Traumgedicht.
Und wenn zu später Abendzeit
Der Sandmann geht und Körner streut,
Nachtwandelnd geht bei Sternenschein
Der Dichter dann am strömenden Rhein;
Und wie er geht den Strom entlang,
Erwachet in ihm der Gesang;
Er greift in die Harfe; sie klinget laut;
Dann singt er, was sein Geist geschaut.

Die Tochter.

Wo Westerwald und Sauerland
Sich reichen die verbundne Hand;
Wo Rheinentschwebter Nebelduft
Sich mischet mit der Weserluft;
Wo strömend nach verschiednen Winden
Vier Flüsse sich zusammenfinden:
Da kommt in später Abendstunde
Einst eine schöne Frau gegangen.
Jetzt schreitet sie im Thalesgrunde,
Jetzt geht sie an des Berges Wand;
Was mag die schöne Frau verlangen
Im rauhen unwirthlichen Land!
Wie dichtgewebter Nebel schwebet
Um ihre Glieder ihr Gewand,
Und wie aus zartem Duft gewebet,

Verhüllet ihr das Haupt, die Hand
Ein Schleier, der sie weich umwallt.
Wie eine Fürstinn von Gestalt,
Und dennoch müd und matt vom Gehen,
So scheint die Frau mir auszusehen,
Und auf den zarten bleichen Wangen
Da scheinen Thränen gar zu hangen;
Es scheint, nicht weit mehr kann sie gehen;
Sie scheint sich ängstlich umzusehen,
Ob sie, wär's auch mit Stroh gedeckt,
Ein Obdach für die Nacht entdeckt.
Ach, schöne Frau, kommst du von Wehen?
Da steht der Löhnhof, schönes Weib!
An seiner Thüre klopf nur an,
Sie wird gewiß dir aufgethan;
Du findest für den müden Leib
Hier Ruhe an dem warmen Heerd.
Kein Fremder hat auf seiner Reise
Zu seiner Labung Trank und Speise
Im Löhnhof je umsonst begehrt!
Komm, schöne Frau, die Thür ist offen,
Du kannst kein andres Obdach hoffen,

Die Nacht bricht an; ein Platz am Heerd
Ist in der Nacht schon Goldes werth.
Sie tritt herein, sie läßt sich nieder,
Und leise fröſteln ihre Glieder;
Sie ißt kein Brod, nimmt keinen Trank;
O schöne Frau, wirst du uns krank?
Sie athmet schwer; sie seufzet still;
Zuweilen spricht sie: Jungfer Dill!
Und schlaflos hat die ganze Nacht
Im Löhnhof an dem Feuerheerd
Sie leise seufzend zugebracht.
Doch als der Morgen wiederkehrt,
Da ist die schöne Frau verschwunden,
Und Niemand hat sie aufgefunden,
Und Niemand war die Frau bekannt,
Die wie ein Nebel kam und schwand,
Doch an dem Heerd, wo sie gesessen,
Und nicht getrunken noch gegessen,
Hat Etwas wirklich sich geregt;
Was mag das sein, das sich bewegt?
Und stille, stille! Laßt uns lauschen!
Hört ihr es nicht wie Wasser rauschen?

Das geht nicht zu mit rechten Dingen!
Es ist, als wollt' ein Quell da springen!
Hört doch, gerad' wie Wasser klatscht,
So plätschert es am Heerd und platscht!
Und wie sie noch davon gesprochen,
Sehn sie die Hofwand durchgebrochen,
Und aus dem frischgebrochnen Thor
Springt, eh sie dessen sich versehen,
Ein neugeboren Kind hervor.
Auf seinen Füßen kann es stehen,
Und fängt auch gleich an fortzulaufen.
Wie kaum aus ihrem Ei geschlüpft,
Die junge Wachtel läuft, so hüpft
Das kleine Ding den Berg hinab,
Eh man ihm noch den Namen gab!
Wie sollen wir das Kind denn taufen?
Es mag das kleine Lähnchen heißen,
Und mit dem Namen mag es reisen;
Denn weit schon ist es fortgelaufen.
Dort seh ich es auf stillen Wiesen
Die Blumen pflücken, die da sprießen;
Die allerschönsten sucht es aus,

Und bindet sie zum reichen Strauß.
Den steckt es an die Brust und flicht
Ein Kränzchen von Vergißmeinnicht.
Maaßliebchen hat es auch gefunden
Und in den Kranz mit eingewunden,
Den es sich auf die Stirne drückt.
Ja, Lähnchen, du bist schön geschmückt!
Sie weiß es selbst, und eitel blickt
Sie auf ihr eignes Spiegelbild,
Das ihr im Bach entgegenschwillt,
Und freuet sich und lächelt hold.
Auch Kettenblumen, gelb wie Gold,
Hat sie am Wege jetzt entdeckt,
Und hat aus leichtgebognen Ringen,
Die fügsam sich zusammenschlingen,
Die Kette um den Hals gewunden.
Was aber hat sie jetzt gefunden?
Die weißen Hände so befleckt,
Als hätten sie in Pech gesteckt!
Da wirft sie Kette, Strauß und Kranz
Weit weg und wascht die kleinen Hände,
Und waschet Hals und Brust, und ganz

Taucht sie sich in den Bach am Ende,
Und kommt hervor und lächelt hold,
Und meint: wer hätte das gedacht,
Daß eine Blume, gelb wie Gold,
So große schwarze Flecken macht!
Da bleib' ich lieber unbekränzt;
Es ist nicht Alles Gold, was glänzt!
So denkt sie still, und hüpfet dann,
Denn immer hat sie große Eile,
In ihrem Thalgrund rasch voran.
Bald aber fühlt sie lange Weile,
Und denkt ein neues Spiel sich aus.
Sie sucht sich glatte Steinchen aus;
Weit voran schleudert sie den Stein,
Dann hüpft sie nach auf einem Bein,
Und weiter stößt sie mit dem Fuß
Den Stein, der mit ihr hüpfen muß,
Und wenn der Stein den Sprung gemacht,
Und plätschernd in das Wasser fiel,
Dann hat sie immer laut gelacht.
Doch allzulang erfreut kein Spiel.
Da kommt nicht weit von ihren Wegen

Ein kleines Mädchen ihr entgegen.
Ei, Kind, wie heißt du, fraget sie;
Ich schrieb mich Ohlsbach, saget die.
Sie sagt: Wir wollen Krieg uns spielen,
Das schönste Spiel von allen Spielen!
Sie läuft ihr zu; die Kleine weicht;
Sie wendet sich und eilt ihr nach;
Die Kleine stehet still und keicht,
Weil ihr der Odem schon gebrach,
Und fast hat Lähnchen sie erreicht;
Da ist sie wieder fortgehüpft
Und aus den Händen ihr entschlüpft;
Etsch, Lähnchen, das war fehlgeschlagen,
Du meintest schon, du hättest mich!
Wart nur, ich will dich schon noch kriegen,
Sagt die; du kannst ja doch nicht fliegen!
Und frisch beginnt sie nachzujagen,
Und bald ruft sie: Jetzt hab ich dich!
Nun macht sich unser Lähnchen groß,
Weil sie das kleine Ding gefangen!
Ja, Lähnchen, ist man einmal groß,
Dann wird die Arbeit angefangen;

Für immer ist es dann vorbei
Mit Kinderspiel und Tändelei,
Und nicht mehr Lähnchen heißt du dann,
Jetzt heißen Alle dich die Lahn.
Du magst dich jetzt als Magd verdingen,
Dort in dem Thal das Mühlrad schwingen,
In Feudingen die Erze pochen
Und dann den Hüttenofen stochen,
Hier Wasser leiten auf die Wiesen,
Dort auf der Bleiche Tuch begießen!
Sie faßt die Arbeit munter an;
Doch kaum hat eine kleine Weile
Sie irgendwo ein Werk gethan,
So läuft sie auch in aller Eile
Von der befohlnen Arbeit fort,
Und suchet Dienst an anderm Ort.
So ist sie denn in weitem Bogen
Durchs halbe Hessenland gezogen;
Doch fand in Hessen sich kein Mann,
Der Herz und Hand ihr abgewann.
Kommt irgendwo auf ihren Wegen
Ein Hessenmädchen ihr entgegen,

Dem ruft sie freundlich zu: Willkommen;
Das hat sie immer mitgenommen,
Und war mit ihm bald so vertraut,
Als wären sie geborne Schwestern,
Und kennten sich nicht erst seit gestern.
Jedoch nicht einen leisen Laut
Hat sie zu einem Mann gesprochen!
Ei Lähnchen, wie bist du so spröde;
Groß bist du ja; bist du noch blöde?
Hat denn dein Herz noch nie gesprochen?
Es scheint, als ob dein Herz noch schlief;
Doch oft sind stille Wasser tief.
Was sucht sie dort denn auf den Wiesen,
Wo die Marienblumen sprießen?
Da seh ich sie sich heimlich bücken
Und eine von den Blumen pflücken,
Und wie sie sich die Blume bricht,
So zupft sie Blatt für Blatt und spricht:

Blatt für Blatt und ohne Lücken
Will ich, Blümchen, dich zerpflücken,
Wie ich oft als Kind gethan.

Wieder will ich kindlich scherzen!
Zähl' ich denn: Er liebt von Herzen,
Oder Edel= Bettelmann?

Wie so oft als kleines Mädchen
Pflückt' ich silberweiße Blättchen
Von dem goldengelben Stern!
Kam statt Garnicht dann von Herzen,
Statt Kleinwenig gar mit Schmerzen,
Ach, wie hört' ich das so gern!

Stand ein Mädchen mir zur Seite,
Ei, wie neckten wir uns beide
Um den Bauer und Soldat!
Mochten Kaiser, König fliegen,
Edelmann am Boden liegen,
Blieb mir nur das Blättchen Rath!

Gnäd'ge Frau! Das klingt doch prächtig!
Auch nicht schlimm, Frau Räthinn, dächt' ich!
Besser noch wär Frau Major!

Bauersfrau ist ganz abscheulich,
Doch am Schlimmsten klinget freilich
  Mir der Bettelmann ins Ohr.

Aber wär' es Kaiser, König,
Und er liebte mich kleinwenig,
  Oder liebte mich gar nicht!
Besser Jeder, wer von Herzen
Lieben kann, wohl auch mit Schmerzen;
  Aber Bettelmann nur nicht!

Komm denn, Blümchen, laß dich fragen,
Wie er liebt, sollst du mir sagen,
  Nur Kleinwenig sag' mir nicht!
An dem Blümchen will ich zupfen,
Jedes Blättchen ihm entrupfen,
  Bis ich weiß, was es verspricht.

Eins: er liebt mich; zwei: von Herzen;
Niemand hört's doch? drei: mit Schmerzen;
  Vier: kleinwenig; fünf: gar nicht.

Wie das Rauschen mich erschreckte!
Wenn mich Jemand jetzt entdeckte!
Eins, zwei, drei, vier, fünf: gar nicht!

Eins: er liebt mich; zwei: von Herzen;
Ach, wie Viel noch! drei: mit Schmerzen,
Vier: kleinwenig; fünf: gar nicht.
Eins: er liebt mich; zwei: von Herzen;
Ach, nur Eins noch! drei: mit Schmerzen!
Blümchen, Blättchen, täusche nicht!

Aber liebt er mich mit Schmerzen,
Will ich ihn von ganzem Herzen
Lieben, wie ich lieben kann!
Aber soll ich ihn auch küssen?
Niemals! Nein! Da soll er müssen
Betteln, wie ein Bettelmann!

Pfui, Lähnchen, wer hätt' das geglaubt;
Pfui, pfui, was hab' ich hören müssen!
Pfui, Lähnchen, ist denn das erlaubt,
Ein halbes Kind, und spricht vom Küssen!

So hört sie rufen und erschrickt,
Und lässet schnell die Blume fallen;
Und wie sie nach der Seite blickt,
Woher die lauten Worte schallen,
Da sieht sie rechts im Nebenthale
Die Jungfer Dill, die lange, schmale,
Mit strengen Augen, hohlen Wangen!
Rasch kommt die auf sie zugegangen,
Jetzt ist sie schon an ihrer Seite!
Sie greift sie gleich an ihrer Hand,
Und spricht: Dem Himmel sei es Dank,
Daß ich zu rechter Zeit dich fand!
Jetzt bist du sicher; ich begleite
Von nun an dich durch's ganze Land!
Von Sorgen war ich halber krank,
Daß ich dich nirgends aufgefunden.
Von deiner Mutter warest du
Fest auf die Seele mir gebunden.
Ich hatte Tag und Nacht nicht Ruh,
Weil ich dich nie und nirgends fand.
Ich suchte dich in Dillenburg,
In Herborn fragte ich nach dir;

Die halbe Nassau sucht ich durch;
Jetzt endlich finde ich dich hier!
Von nun an gehst du keinen Schritt
Mir mehr allein; ich gehe mit!
Ich bin zu rechter Zeit gekommen;
Pfui, Lähnchen, was hab ich vernommen!
Was hab ich von dir hören müssen!
Ein wahres Kind noch spricht vom Küssen!
Das kommt vom vielen Bücherlesen!
Statt still und sittsam auf den Wiesen
Nur deines Weges fortzugehn,
Warst du in Marburg und in Gießen;
O hättest du die nie gesehn!
Daher kommt das verliebte Wesen!
Ein Mädchen noch in deinen Jahren,
Das schon von solchen Sachen spricht!
Zu unsrer Zeit, wie wir jung waren,
Wir sprachen davon niemals nicht;
Von solchen Dingen spricht ja nimmer
Ein wohlerzognes Frauenzimmer.
Wird deine Mutter nun mich fragen,
Was soll ich ihr zur Antwort sagen!

Bald will sie uns entgegengehen
Und an der Tochter Freude sehen.
Die gute liebe brave Frau!
Nein, Lähnchen, willst du sittsam gehen?
Man trägt sich doch nicht selbst zur Schau!
Das Hüpfen mußt du unterlassen;
Bedenke doch, ob das sich schickt!
Hübsch an der Hand sollst du mich fassen;
Nur nicht so viel umhergeblickt!
Was soll denn wieder das bedeuten?
Wir sind ja schon von allen Seiten
Um Weilburg rund umhergelaufen;
Wonach hast du denn da zu sehn?
Nein, Lähnchen, du mußt mit mir gehn!
Ich will dir eine Puppe kaufen,
Dort in dem Thal ist eine feil;
Da hast du deine Fräulein Weil,
Die magst du auf den Armen tragen,
Und darfst nach Herzenslust sie küssen!
Die schlimmste ist's von allen Plagen,
Ein solches Mädchen hüten müssen!
Ich kann der Welt davon erzählen!

Ich will dir aber Wege wählen,
Wie sie für solch ein Mädchen taugen!
Durch Runkel sollst du mit mir gehen;
Da kannst du mit den hellen Augen
Dir Alles, was du willst, besehen!
Wie, Lähnchen, Thränen in den Augen?
Ein ganzes Schnupftuch voll geweint?
Das helle Wasser auf den Wangen?
Das hätt' ich nimmermehr gemeint!
Nein, Mädchen, du mußt freundlich sein!
Laß mir das Köpfchen nur nicht hangen!
Dort winket uns Oranienstein;
Die Mutter kommt; bald ist sie da;
Da liegt schon Dietz; jetzt ist sie nah!
Jetzt, Lähnchen, nimm mir dich zusammen!
Hübsch freundlich! Niemand darf es sehn,
Daß wir vom Sauerlande stammen!
Du bleibest vor der Mutter stehn
Und küssest artig ihr die Hand.
Dann wartest du, bis sie dich fragt;
Es schickt sich nicht, zuerst zu sprechen,
Und wenn du sprichst, sprich mit Verstand!

Doch als sie dieses Wort gesagt,
Muß selber sie sich unterbrechen;
Tief fängt sie an sich zu verneigen
Und dann für immer still zu schweigen.
Denn aus dem reichen Aargrund tritt
Die Mutter jetzt mit sanftem Schritt.
Das ist nicht mehr die holde Aar,
Wie sie als junge Braut es war,
Da sie der Vater Rhein erschaut,
Und selber sie sich angetraut!
Der Blüthenduft ist abgestreift,
Die Blume ist zur Frucht gereift.
Der Mund, von Lächeln sonst umflogen,
Ist jetzt von stillem Ernst umzogen;
Die Grübchen in den Rosenwangen
Sind mit dem Rosenroth vergangen;
Die blauen Augen, worin tief
Versteckt ein muntres Necken schlief,
Jetzt sind sie sanft und still; sie kennen
Auch solche Thränen, welche brennen!
Doch leuchtend strahlt aus ihrem Blick
Der Mutterstolz, das Mutterglück,

Die jetzt ihr ganzes Herz bewegen.
Betrachtend stehet sie und sieht
Ihr Kind zur Tochter aufgeblüht,
Mit vollen Rosen auf den Wangen,
Doch Thränen in den Augen hangen!
Da eilt sie ihrem Kind entgegen,
Und hält die Tochter fest umfangen,
Und mischet mit des Kindes Thränen,
Indem sie mütterlich die küßt,
Die stets das Mutterherz vermißt,
Auch schmerzlich frohe Mutterthränen.
Sie weint, und ist doch hochentzückt,
Und fest ihr Kind an's Herz gedrückt,
Führt sie auf felsdurchbrochnen Wegen
Ihr Kind dem Vater Rhein entgegen,
Und läßt sie im Vorübergehen
Die hohen Ritterburgen sehen,
Die Heldenwiegen sollten sein,
Die Nassauburg, die Burg zum Stein.
Da liegen ihre grauen Trümmer!
Gebrochen sind sie und gefallen,
Die Thürme, Warten, Zinnen, Hallen!

Doch hell umleuchtet sie der Schimmer
Der unvergänglich großen Namen
Der Männer, die aus ihnen kamen;
Des stillen Fürsten, dessen Hand
Des Niederlandes Retter war,
Des Freiherrn, der das Deutsche Land
Aus Schmach und Knechtschaft neu gebar.
Als wollte sie mit ihren Blicken
Der Helden Bild in's Herz sich drücken,
So hat die Lahn im halben Bogen
Die Stein- und Nassauburg umzogen;
Doch bleiben darf sie nicht; voran
Dem Rheinthal zu geht ihre Bahn.
Dort winket Ehrenbreitenstein,
Und schützend breitet seine Flügel
Der Adler über Rheinland aus;
Dort hebet sich auf schroffem Hügel
Schloß Stolzenfels, das Königshaus;
Hier malen sich im Doppelspiegel,
Umleuchtet von dem Sonnenschimmer,
Burg Lahnecks altersgraue Trümmer;
Und hier nun kommt der Vater Rhein,

Um Frau und Tochter zu empfangen,
Mit raschem Schritte hergegangen;
Er schaut sie an mit stummer Lust,
Er drückt sie fest an seine Brust,
Er hält sie innig froh umfangen;
Sie sind, das fühlt er, beide sein,
Und nun ist er der Vater Rhein.

Der reiche Mann.

Ein langer Seufzer, schmachtend ausgehaucht,
In heiße Sehnsuchtsthränen eingetaucht,
Ein laut frohlockender Jubelschall,
Das ist dein Schlag, o Nachtigall.

Ein Herzenston, ein seelenvoll' Gedicht,
Ein heller Strahl, der Nachtgewölk durchbricht,
Eine Rose, mit silbernen Tropfen bethaut,
So ist dein tiefaufflötender Laut.

Mir schwillt die Brust, wenn froh dein Lied sich hebt;
Und wenn es langgehalten sanft verschwebt,
Wie eine stille Thräne sich ergießt:
Dann fühl' ich fast, daß auch mein Auge fließt.

Im Mondschein Abends am rauschenden Bach
Steh' ich lauschend und horche der Nachtigall Schlag,

Und höre mit niemals gesättigter Lust
Die Lieder entquillen der Sängerinn Brust.

Weßhalb jedoch, o Nachtigall,
Verstummt so bald dein süßer Schall?

Die Dichterzeit geht auch vorbei,
Denn mit der Zeit kommt der Verstand!
Wenn bittere Erfahrung fand,
Was nützlich und was schädlich sei,
Dann fängt man an zu überlegen:
Lebst du etwa des Singens wegen?
Sprich nur! Kannst du denn Etwas sagen,
Was deine Lieder eingetragen?
Es waren leichte Schmetterlinge,
Mit bunter, reichgemalter Schwinge;
Doch haben in den Sommertagen
Sie jemals Honig eingetragen?
Es waren hübsche Blumenfelder;
Wird denn dein Dichten und dein Singen
Statt leichten Selbstlobs schwere Gelder
Dir jemals zum Gewinne bringen?

Siehst du den Strom, der, oft besungen,
Von süßen Liedern rings umklungen,
Als prächtig fließendes Gedicht
Durch malerische Klippen bricht?
Ja, schiffest du das Thal hindurch,
Magst du mit Wohlgefallen sehen
Die Trümmer einer Ritterburg
Auf kühnem Felsengipfel stehen,
Daneben saftig grüne Reben
Die steile Klippenwand umweben,
Dann wieder sanftgehobne Hügel
Sich malen in des Stromes Spiegel.
Doch sprich, was sie denn eingetragen,
Die Felsen, die am Ufer ragen!
Da stehn die einen riesengroß,
Doch splitternackt und bettelbloß;
Die andern bringen Feuerwein
Im zehnten Jahre einmal ein.
Du armer Winzer, dem vielleicht
An Armuth nur ein Dichter gleicht,
Ja könntest du auf fetten Auen
Statt deines Weins Kartoffeln bauen:

Statt arm bei deinem edeln Wein,
Wie könntest du so reich dann sein!
Und armer Dichter, welchen Preis
Wird all dein Dichten und dein Singen
Dir jemals zum Gewinne bringen,
Als ein verwelktes Lorbeerreis!
Sieh hin! Hoch über jenem Berge,
Von deinem Blicke kaum erreicht,
Schwebt dort die Dichterinn, die Lerche;
Sie singt, indem sie schwebend steigt,
Und hell erklingen ihre Lieder
Hoch aus den Lüften zu uns nieder.
Doch in dem Blachfeld tief versteckt,
Da habe ich ihr Nest entdeckt.
Herab zu diesen Niederungen,
Wo bald ein reicher Aehrenwald
Weiß zu der Aernte wogt und wallt,
Kommt sie, wenn sie genug gesungen;
Hier wohnt sie warm und wohlgeborgen,
Weiß Nichts von Mangel und von Sorgen;
Der Ueberfluß umgibt ihr Haus,
Den theilt sie gern den Kindern aus,

Die in der Furche still versteckt
Sie warm mit ihren Flügeln deckt.
Das nun bedenkt man nicht vergebens
Am Krebses-Wendekreis des Lebens;
Die Dichterzeit des Lebens endet,
Wenn sich die Lebenssonne wendet.
Der Strom, der durch die Felsenkette
Auf kühnem Pfad sich durchgerungen,
Nimmt ruhig jetzt sein breites Bette
Tief in den flachen Niederungen.
Gemächlich geht er hier ins Breite.
Verschwunden sind an seiner Seite
Die schroffen Felsen, die wilde Schlucht,
Wo seinen Weg der Gießbach sucht;
Die Bergwand, welche grüne Reben
Als frischer reicher Kranz umweben;
Die Burgen, deren graue Trümmer
Hell leuchten in dem Sonnenschimmer.
Sie schwinden, da er weiter zieht,
Wie ein vergeßnes Jugendlied,
Und niemals wendet er den Blick
Nach seinem Dichtergau zurück.

So weit nur rings die Blicke schauen,
Strömt er umkränzt von reichen Auen;
Da streut der Sämann auf das Land
Mit leichtem Wurf den edeln Samen,
Und wenn der trübe Winter schwand,
Und alle Schwalben wiederkamen,
Wie sproßt und grünt auf seinem Feld
Die Saat, auf Hoffnung ausgestellt!
Hoch aufgeschossen woget bald
Der üppig grüne Halmenwald.
Die Sonne steigt, die Sonne glüht,
Die Aehre treibt, der Weizen blüht,
Und schwebend durch die warme Luft
Zieht würzig süßer Blüthenduft.
Der Sommer kommt und brennet heiß,
Das Feld wird zu der Aernte weiß;
Die Schnitter ziehen froh zu Feld;
In langen Reihen aufgestellt,
Stehn dichtgedrängt und segenschwer
Die Garben durch die Fluren her.
Wie dort der Landwirth lächelnd steht,
Dann zählend durch die Fluren geht,

Und sich als reichen Grundherrn fühlt:
So lacht das Land, das er bespült,
Der Strom mit hellen Augen an;
Er fühlet sich als reicher Mann!
Die Zeit ist hin, da er beengt
Sich zwischen Klippen durchgedrängt!
Mit vollen tiefen breiten Wogen,
Mit Grundherrngang und Königsschritt
Kommt er voll Selbstgefühl gezogen;
Platz da! gebietet jeder Tritt.
Und wie dem reichen Wechselherrn
Die Krämer alle nah und fern,
Der Thalerweis und der in Rollen,
Die schwer verdienten Zinsen zollen,
Bis, was der Andern Schweiß gewann,
In seiner Hand zusammenrann,
Und wachsend stets ein Königsgut
In seinen Eisentruhen ruht:
So müssen Flüsse, Bäche, Quellen
Aus allen Landen nah und fern,
Sie alle Diener Eines Herrn,
Des Königstromes Fluthen schwellen;

Ihm muß der Quell die Tropfen zollen,
Ihm Bach und Fluß entgegen rollen,
Bis er stets wachsend ihre Wogen
Vereint in seine Fluth gezogen.
Nun strömt er hin mit stillen Wellen,
Die nicht mehr hochaufbrausend schwellen,
Und trägt in seiner Wogen Spiegel
Den Fürstenblick, das Königssiegel,
Den Ausdruck vollgereifter Kraft,
Die ruhig wirkend Großes schafft.
Ein König bringt, wohin er tritt,
Den Ueberfluß für Alle mit;
So folget reicher Ueberfluß
Des königlichen Stromes Fluß.
Schau hier! da steht ein Mastenwald,
Von hundert Flaggen reich umwallt,
Die an der Kaufstadt weitem Hafen
Vereinigt hier zusammentrafen.
Schau dort! da kommt auf fernen Wogen
Das Schleppschiff langsam hergezogen.
Es schwimmt als Wasserelephant
Und Flußpferd in das Joch gespannt.

Sechs schwerbeladne Schiffe kommen
Dem Elephanten nachgeschwommen,
Der hoch den Eisenrüssel hebt,
Und Dampf aus offnem Munde hauchend,
Gluthfunken sprühend, Wolken rauchend,
Voran zum Hafen kräftig strebt.
Laut schnaubend, rastlos weiter eilend,
Mit breiter Brust die Fluthen theilend,
Geht schaumbedeckt er seine Bahn.
Jetzt nahet er des Hafens Schwelle,
Laut schüttelt er des Halses Schelle;
Dann hält er; mit dem starken Zahn
Hat er den Ufergrund gefaßt,
Und wie der Träger, der die Last
Auf steilem Pfad zu Berge trug,
Wenn er den Gipfel nun erklommen,
Ausathmend steht und lang genug
Aus tiefer Brust den Odem zieht:
So steht er jetzt und stöhnet schwer,
Und athmet lang und tief, bis er
Die Schiffe, die ihm nachgeschwommen,
Im Hafen eingelaufen sieht.

Jetzt fehlet keines mehr von allen;
Sie reihen sich; die Anker fallen,
Und nun schau hin und sieh das Leben,
Das wimmelnd sich im Hafen regt.
Ohn' Unterlaß ab auf bewegt
Siehst du am Strand den Kranich schweben.
Tief zu dem vollen Schiffsraum beugt
Sein langgestreckter Hals sich nieder;
Mit reichgefülltem Schnabel steigt
Er hoch empor zum Strande wieder.
Die sichre Beute, reiche Last
Hält er mit scharfem Biß gefaßt,
Und legt sie an der Hafenwand
Behutsam nieder auf den Sand.
Vereint liegt hier auf schmalem Feld
Der Reichthum aus der halben Welt,
Und wie ohn' Unterlaß geschäftig
Um ihren selbsterbauten Haufen
Ameisen durcheinander laufen;
Die schwächste rührt und regt sich kräftig;
Sie hat als drückend schwere Last
Den Splitter jetzt und jetzt ihr Ei

Mit ihrem kleinen Zahn erfaßt,
Und eilend wimmelt sie herbei;
Ihr folgt bepackt und schwerbeladen
Das halbe Volk auf hundert Pfaden,
Und keine siehst du müßig gehn,
Und keine träge stille stehn:
So wimmelt an des Stromes Rand
In rastlos fluthendem Gedränge
Die ungezählte Menschenmenge,
Geschäftig rührt sich jede Hand.
Auf breitgeschientem Güterwagen
Wird hier die Ladung aufgebaut;
Dort rufen Träger: Vorgeschaut!
Und auf gebeugten Schultern tragen
Sie keuchend fort die Centnerlast,
Die sie mit starker Hand gefaßt.
Der Kaufherr stehet hier und zählt,
Ob keines von den Gütern fehlt,
Der Makler dort, und überlegt,
Ob auf, ob ab der Preis wohl schlägt;
Hier wird ein Handel abgeschlossen;
Der Fuhrmann dort mit seinen Rossen

Hat gegen schwerbezahlte Fracht
Verschläge, Fässer, Ballen, Kasten,
Nach allen Welttheilen bestimmt,
Tief aus dem Land zum Strom gebracht.
Da steht der Schiffer, der die Lasten
Vom Ufer in sein Fahrzeug nimmt;
Und von dem großen Hauptgewinn
Nimmt Jeder seinen Antheil hin.
Es hat der Strom in alten Tagen
Den Boden selbst, den er benetzt,
In seiner Fluth dahergetragen,
Und hier allmählich abgesetzt.
Geschaffen hat er sich das Land,
Mit seinem Namen es benannt;
Er liebt das selbstgeschaffne Land,
Und wie er wachsend weiter rollt,
Wirft er gediegne Körner Gold,
Die im Gebirg' er aufgespürt,
Und in dem Sande mitgeführt,
Mit vollen Händen an den Strand.
Er fluthet hin, und wachsend schwellen,
Des königlichen Stromes Wellen.

Der kranke Mann.

Gesteh's nur, lieber Vater Rhein,
Dem Glücke mußt du dankbar sein!
An deines Lebens offnen Thoren
Begrüßte dich das Glück sogleich;
Als Kind ein Glückskind, hochgeboren,
Warst du schon in der Wiege reich.
Dem Knaben ging das Glück zur Seite,
Und machtest du, der Warnung trotzend,
Von jugendlichen Kräften strotzend,
Auch manchen wilden Knabenstreich:
Das Glück gab stets dir sein Geleite.
Hast du nicht selber oft bekannt,
Du warst des Glücks verzogner Knabe,
Und hattest Glück mehr als Verstand!

Noch reicher ward die Morgengabe
Des Glücks dem Jüngling zugewandt.
Von hellem Sonnenschein umglänzt,
Im Arm der Liebe und der Freude,
Mit Blumen deine Stirn umkränzt,
Die holde Braut an deiner Seite,
Von Liebesliedern süß umklungen,
Selbst stets bewundert, oft besungen,
So gingst du durch dein Jugendland;
Das Unglück hast du nie gekannt.
Wohl hast du Thränen auch vergossen,
Doch sprich, sind sie mit Recht geflossen?
Hell leuchtete auf Segensauen
Der Himmel dir dein Leben lang;
Ein Blumenweg durch Wonnegauen,
Das war dein ganzer Lebensgang.
Doch hüte dich! Es bleibt doch immer
Das Glück ein launisch Frauenzimmer,
Und nach der Frauenzimmer Weise
Liebt auch das Glück nur selten Greise.
In unsres Lebens Morgenglanz
Kommt ungesucht auf unsern Wegen

Mit seinem schönsten Freudenkranz
Uns überall das Glück entgegen,
Und wirft die allerbesten Gaben
Nicht selten weg an halbe Knaben.
Dem Jüngling ist es noch beständig,
Dem Mann schon wird es wetterwendig,
Und wie die Frau, die stets als Braut
Den Mann holdlächelnd angeschaut,
Wenn sie einmal die Haube trägt,
Die Stirne auch in Falten legt,
Die sich am Ehstandshimmel hin
Als trübe Wetterwolken ziehn,
Bis wieder heitres Sonnenlicht
Hellstrahlend durch die Wolken bricht:
So lässet auch das Glück den Mann,
Den es als Jüngling liebgewann,
In seines Lebens reifen Jahren
Die Launen seiner Gunst erfahren.
Dem Jüngling war es stets gewogen,
Dem Manne hat es sich entzogen.
Dem Jüngling in des Lebens Lenze
Gab seine Hand die Freudenkränze;

Dem Mann in seinen Sommerstunden
Hat's Dornen in den Kranz gebunden.
Trüb sieht der Mann am Himmel hin
Auch manche Wetterwolke ziehn,
Bis wieder helles Freudenlicht
Durch die zerrißnen Wolken bricht.
Du Sohn des Glücks, nimm dich in Acht,
Dir hat der Himmel nur gelacht!
Weißt du es nicht? Es kommen Allen
Die Tage, die nicht mehr gefallen;
Und wie entsetzt ein Mädchen flieht,
Wenn sie den grauen Freier sieht,
Der's wagt, in seinen alten Tagen
Die welke Hand ihr anzutragen;
So wendet sich das Glück und flieht,
Wenn es die grauen Haare sieht,
Den Herbstreif, der das Haupt umzieht.
Und wendet sich einmal das Glück,
So kehrt es selten nur zurück,
Und niemals droht des Glückes Bruch
Gefährlicher für unser Haupt,
Als wenn das Herz schon fest genug

An den Bestand des Glückes glaubt.
Aus einem Himmel, dessen Blau
Ein Wolkenvorhang dicht verhüllt,
In dessen Wölbung dunkelgrau
Aufdampfend trüber Nebel schwillt,
Und dessen dichte Wolkenschicht
Kein matter Sonnenstrahl durchbricht,
Kommt leise niederrieselnd nur
Staubregen auf die weite Flur.
Doch wenn seit langen Sommertagen
Im hellen Glanz der Sonnenwagen
Am unumwölkten Himmel fuhr,
Und keines Nebelwölkchens Spur
Im weiten blauen Felde schwimmt:
Dann, wie von jähem Zorn ergrimmt,
Umdunkelt, schwarzgelb überzogen,
Sich rasch der ganze Himmelsbogen;
Den heitern Tag verschlingt die Nacht,
Die Blitze sprühn, der Donner kracht,
Die Erde bebt, der Sturm erwacht;
Vom Wirbelwinde aufgegeißelt,
Erhebt sich Staub und Laub und kreiselt

Im Fluge durch die Fluren her,
Die Wolken bersten, die Winde wettern,
Der Hagel rauscht, die Schloßen schmettern;
Vom Himmel stürzt ein wildes Meer;
Aufflammend zuckt der Blitze Gluth,
Und zürnend braust die Wasserfluth
Auf ihrer frischgebrochnen Bahn
Als hochgeschwollner Strom heran;
Ein weiter See begräbt das Land.
Das ist des Glückes Unbestand;
Nach allzuhellem Sonnenschein
Stellt plötzlich sich Gewitter ein;
Du wirst's erfahren, Vater Rhein!
Doch ruhig höret der es an,
Und weiter zieht er seine Bahn,
Und achtet nicht des Schicksalsspruchs,
Und lächelt still des Wolkenbruchs.
Noch zeiget ihm der Wellenspiegel,
So oft er sich in ihm erblickt,
Der Anmuth unverletztes Siegel
Klar seinem Antlitz aufgedrückt;
Noch fühlt er in der breiten Brust

Mit Mannesmuth auch Jünglingslust,
Und leicht wie in den Jugendtagen
Fühlt er sein großes Herz noch schlagen;
Nichts weiß er noch von Altersschwächen!
Ein Rohr mag in dem Sturme brechen;
Doch wenn das schwanke Rohr erzittert,
Bewegt die königliche Eiche,
Von keinem Wirbelwind erschüttert,
Wenn brausend sie der Sturm umweht,
Kaum leise flisternd ihre Zweige.
Auf vielgewundnen Pfaden geht
Ein leichtzerschellter Fischerkahn
Am Ufer seine wirre Bahn;
Vor keinem Wellenschlage bebend,
Leicht auf empörten Fluthen schwebend,
Durch Wind und Sturm stets weiter eilend,
Mit breiter Brust die Wogen theilend,
Vorbei an Fels und Klippenriff
Geht stracken Wegs das Flottenschiff.
Und oft verschlungne Wege mag
Ein armer seichter Wiesenbach
Durch den versteckten Thalgrund schleichen;

Der Strom im Vollgefühl der Kraft
Wird nimmer scheu zur Seite weichen!
Wie leichte Spreu wird fortgerafft,
Was ihm in seinen Weg sich stellt;
Strackaus durchfluthet er die Welt.
So geht der Rhein dahin durchs Land
Den Blick dem Nordstern zugewandt,
Und fürchtet keinen Wolkenbruch,
Nicht Warnungswort, nicht Schicksalsspruch!
Das nimmt er sich nicht groß zu Herzen
Und kann darüber heiter scherzen.
Doch anders denkt die Frau davon.
Im Stillen hat sie lange schon
Mit Sorgen ihren Mann betrachtet
Und für bedenklich es erachtet,
Daß er so mächtig zugenommen.
Das Herz wird ihr dabei beklommen.
Denn wird ein Strom erst tief und breit,
So ist die Meerfluth nicht mehr weit;
Bald sinkt er spurlos dann hinab
In's offne tiefe Wellengrab.
Und wenn ein Mann von Fülle strotzt,

Und um sein Leben außer Acht
Im Kraftgefühl Gefahren trotzt;
Wie bald, wenn seine Frau nicht wacht,
Hat dann ein Schlagfluß ihn getroffen,
Und stehet weit das Grab ihm offen!
Gleichgiltig kann auch das nicht sein,
Daß neben ihr der Mann allein
Von jugendlichem Feuer glüht
Und wie das Bild des Lebens blüht.
Ach damals, als der junge Rhein
Im Schweizerland die holde Aar
In ihrer Blüthenzeit gefunden,
Da waren sie ein gleiches Paar;
Wie ist sie jetzt dahingeschwunden!
Ja, ging sie damals durch die Auen
So hold an ihres Gatten Hand,
Da ward zuerst nur sie genannt;
Sie hieß die schönste aller Frauen.
Jetzt kann sie ihm zur Seite gehen,
Sie wird von Niemand mehr gesehen,
Kaum ist ihr Name noch bekannt.
Wer weiß, daß sie die schöne Aar

Einmal vor langen Jahren war!
Kein Wunder, daß ihr Herz sich kränkt,
Wenn sie das Sonst und Jetzt bedenkt.
Doch gerne möchte sie veralten,
Kann sie nur ihren Mann behalten,
Drum freuet sie sich und erschrickt,
Wenn sie so kräftig ihn erblickt;
Im Glück denkt sie des Trauerfalles,
Die Liebe hofft und fürchtet Alles.
Brennt glühend heiß ein Sommertag,
So fürchtet sie für ihn den Schlag;
Sieht sie ihn vieles Wasser trinken,
So macht die Wassersucht ihr bange;
Ach Gott, denkt sie, es währt nicht lange,
So muß er in das Grab mir sinken!
Und hat er etwas abgenommen,
So wird ihr auch das Herz beklommen,
Die Schwindsucht kann er noch bekommen,
Und müßte sie dann Wittwe werden,
Was gibt's Betrübteres auf Erden!
So hat sie ihn denn Tag und Nacht
Wie ihren Augapfel bewacht,

Und wird von Krankheit nur gesprochen,
Fühlt sie ihr Herz auch bange schlagen.
Da höret sie die Leute sagen:
Die Ruhr ist wirklich ausgebrochen!
Ein Schrecken zuckt ihr durch die Glieder;
Mein Mann, ruft sie, und immer wieder:
Mein armer Mann, mein lieber Mann!
Erstaunend siehet der sie an,
Er sieht, wie ihre Thräne rinnt,
Und fragt: Was ist denn, liebes Kind?
Doch lange seufzt und weint sie nur,
Und schluchzend sagt sie dann: die Ruhr!
Hast du es denn noch nicht vernommen?
Du wirst mir noch die Ruhr bekommen!
„Mein Kind, das wußten wir ja lange!“
Und dir wird auch vor gar Nichts bange!
Du trauest allzuviel der Kraft;
Auch Starke sind schnell hingerafft!
„Wovor denn soll ich mich verwahren?
„Du träumest doch nur von Gefahren!“
O wäre meine Furcht nur Traum!
Doch sagst du selbst, die Ruhr sei nah!

Dein Alter kommt; fast ist es da;
Noch zwar bemerkest du es kaum;
Wie Mancher hat sich schon betrogen,
Weil er sein Alter nicht gewußt!
Du gehst so luftig angezogen,
Mit offnem Hals, mit bloßer Brust!
Bei Sonnenbrand und Regenluft
Und Abends noch im Nebelduft
Trägst du das leichte Sommerkleid,
Wie Nebel dünn und flatternd weit!
Du meinst, es könne dir nicht schaden,
Und kann doch nimmermehr gerathen;
Und jetzt nun gar, wo Noth und Tod
Und Krankheit uns so nahe droht!
„Von welcher Krankheit sprichst du nur?"
Kannst du noch fragen? von der Ruhr!
„Wer wird denn an der Ruhr gleich sterben!"
Du gehest blind in dein Verderben!
Die Ruhr ist wie ein offnes Grab!
„Wer sich nicht hütet, fällt hinab,
„Und ist er einmal am Versinken,
„So kann er freilich auch ertrinken."

Er sieht sie an und lächelt leicht;
Doch sie, das Auge thränenfeucht,
Spricht endlich: treibe du nicht Scherz
Mit Frauenangst und Wittwenschmerz!
O sei dein Scherz nicht Vorbedeutung!
Du hast in langen Freudenjahren
Des Glückes reiche Gunst erfahren.
Gewöhnt bist du an seine Leitung
Und bist vom langen Glück verwöhnt!
Mein Herz ist leicht mit dir versöhnt,
Wie tief es auch die Folter fühlte,
Da deines Wortes Doppeldeutung
Mit meiner treuen Liebe spielte.
Mag dich das gute Glück bewahren!
Mit Herzensangst, mit Liebesschmerzen,
Mit Noth und Tod soll man nicht scherzen.

Die Braut.

Wenn müde von dem langen Wandel
Des Abends sich die Sonne neigt,
Und schon von ihrem Trauermantel
Den schmalen Saum die Nacht uns zeigt;
Wenn, wie der stille Leichenzug
Des Tags, den man zu Grabe trug,
Sich langgestreckte Schatten weben
Und nebelnd durch die Fluren schweben;
Wenn durch die laue Abendluft
Die Blumen süßer ihren Duft
Aus halbgeschlossnen Kelchen hauchen,
Und aus den blauen Himmelsaugen,
Die sich mit Wolkenflor verhüllen,
Die ersten sanften Thränen quillen:

Wie eine Flamme halbverglühend
Sich hochauflodernd nochmals hebt,
Und hell als Strahlenblume blühend
Reich glänzt, bis sie in Nacht verschwebt;
So strahlet, bis die stille Nacht
Mit ihren Sternen sich umkränzt,
Zum letzten Mal in voller Pracht
Die Welt vom Sonnenlicht umglänzt.
Ein goldgestickter Purpurschleier
Umschwebt des Tages Königinn,
Und leuchtend in gedämpftem Feuer
Ziehn Wolken an dem Himmel hin,
Und glühendrothe Rosen blitzen
Hoch auf der Berge Gipfelspitzen;
In breiten Purpurwellen rollt
In einer langen Flammenzeile
Im Strome eine Feuersäule
Von reingeschmolznem Sonnengold,
Und wiederscheinend in den Fluthen
Rückspiegeln sich die Abendgluthen.
Das ist der letzte Scheidekuß
Der Sonne, die jetzt sinken muß,

Des Tages letzter Liebesblick,
Der Abendlandschaft Silberblick.
Doch Blumenkränze auf dem Sarg,
Der ein gebrochnes Herz verbarg,
Das ist die wundergleiche Pracht,
Worin die Abendlandschaft lacht.
Sie schwindet hin, es kommt die Nacht,
Und trübe dunkle Stunden droht
Das goldumstrahlte Abendroth.
Und dennoch ist das Herz beglückt,
Wenn ihm, bevor die Sonne sinkt,
Dieß goldne Abendroth noch blinkt,
Und wenn in seines Herbstes Stunden,
Aus Frühlingsrosen frisch gewunden,
Ein Kranz das graue Haar noch schmückt.
Doch süßer duftet, frischer blüht
Nie eine späte Blumenkrone,
Als wenn das Aelternauge sieht,
Wie einem treuen Schwiegersohne
Das Töchterchen als frohe Braut
In warmer Liebe sich vertraut.
Noch einmal kehrt es dann zurück,

Der eignen Jugend Liebesglück,
Und in der Tochter Myrtenkranze
Blüht noch einmal im frischen Glanze,
An silberweißen Blüthen reich,
Der Aeltern eigner Myrtenzweig.
Wie damals, als er sie gefunden,
Und sie zum ersten Mal geküßt,
Und fest den Arm um sie gewunden,
Und sie als seine Braut begrüßt:
So sieht der alte Vater Rhein
Mit jugendlichen Liebesblicken
Die Mutter an; noch ist sie sein!
Und beide sehn mit Brautgefühlen,
Die auch im Alter nicht verkühlen,
Der Tochter bräutliches Entzücken.
Das ist das halbe Kind nicht mehr,
Das sich Marienblumen las,
Und Edel-Bettelmann zerpflückte;
Dann auf des Vaters Schooße saß,
Und töchterlich dem Vater schmeichelnd,
Den Bart mit zarten Händchen streichelnd,
Dem Vater Rhein ans Herz sich drückte!

Der aufgeblühten Rose gleich,
In ihrer Hand den Myrtenzweig,
Den sie zum leichten Kranze flicht,
So steht sie lächelnd da und spricht:

Frischer grüner Myrtenzweig
Mit der Blüthen Silberglanze,
Winde dich zum holden Kranze
Einfachschön und anmuthreich.

Lange hab ich dich gepflegt!
An wie manchem Frühlingstage
Stand ich vor dir mit der Frage:
Ob mein Stöckchen Blüthen trägt?

Kräftig wuchs mein zartes Reis;
Doch nie glänzte in den reichen
Dichtumlaubten frischen Zweigen
Eine Knospe blüthenweiß.

Jungfräulicher Myrtenzweig,
Sinnbild reiner treuer Liebe,

Lange schliefen deine Triebe,
Nur an Blättern warst du reich.

Endlich bist du aufgewacht!
Silberstrahlend wie am Himmel
Abends glänzt das Sterngewimmel
Schmücket dich die Blüthenpracht.

Myrtenblüthe, rein und reich,
Spät vom Sonnenstrahl gewecket,
Halb im dunkeln Laub verstecket,
Dir ist meine Liebe gleich.

Komm denn, Myrte, meine Lust;
Schmücke mit den Blüthenglocken
Meine Brust und meine Locken
Und verblüh' an meiner Brust.

Myrte, bald hast du verblüht!
Eine Blume aber stehet,
Deren Blüthe nie vergehet,
Mir im Herzen aufgeblüht.

Und hell aus ihren Augen bricht,
Indem sie diese Worte spricht,
Der Liebe süßes Freudenlicht.
Da steht die herrliche Gestalt,
Und wie von Aernteluft durchwebt
Der reife Weizen wogt und wallt,
So von der Sehnsucht still durchbebt
Wallt tiefaufathmend ihre Brust,
Die sanft sich senkt und sanft sich hebt,
Wie in dem Bache weiche Wellen
Sich neigen und dann wieder schwellen;
Sie seufzt und lächelt unbewußt
In bräutlich süßer Liebeslust,
Und eine stille Thräne rinnt
Ihr unbemerkt aus ihren Augen,
Und ihre süßen Lippen hauchen
Die leisen Worte in den Wind:

Willst du mit diesem Manne ziehn?
So habe ich mein Herz gefragt,
Und Ja hat laut mein Herz gesagt;
Ich will mit diesem Manne ziehn!

Ich gab mein Herz ihm gerne hin!
Er hat so treu mich angeschaut,
Ich habe ganz mich ihm vertraut;
Ich will mit diesem Manne ziehn.

In weite Ferne zieh' ich hin,
Ich zieh' an seiner lieben Hand;
Leb wohl, leb wohl, mein Vaterland,
Ich will mit diesem Manne ziehn.

Und du, mein Vater, segne ihn!
Leb wohl, die Abschiedsthräne rinnt;
O segne, Vater, noch dein Kind;
Mit diesem Manne will ich ziehn.

Und in des Vaters Herzen klinget,
Indem die Tochter leise singet,
Das Lied, das niemals ihm verklungen,
Das ihm die Mutter nachgesungen:
Zieh hin, mein Kind, zieh hin, mein Kind!
Mit tausend heißen Mutterschmerzen
Entlaß ich dich von meinem Herzen;

Mein Kind, wie hast du mich betrübt!
Zieh hin! Auf allen deinen Wegen
Geleite dich der Mutter Segen,
Die du betrübt, die dich geliebt!
Zieh hin, mein Kind, zieh hin, mein Kind!
Und tief erweichet sich sein Herz
Im Abschieds- und Erinnrungsschmerz,
Und eilt, den besten Vatersegen
Auf seiner Tochter Haupt zu legen.
Doch aus dem vollen Vaterhaus
Soll sie nicht arm zur Welt hinaus!
Mit reicher Hand, in vollen Wogen
Gießt er die Hälfte seiner Habe
Der lieben Tochter in den Schoos.
Fest an das Vaterherz gezogen,
Hält er, als ginge sie zum Grabe,
Sie weinend an die Brust gedrückt;
Dann lässet er sie weinend los
Und sagt: Mich führt mein Weg nach Leiden,
Nie fühl' ich wieder mich beglückt.
Leb wohl, mein Kind, wir müssen scheiden,
Leb wohl, mein Kind, leb ewig wohl!

Zieh hin, mein Kind! Auf deinen Wegen
Geleite dich des Vaters Segen;
Zieh hin, mein Kind, mein Herzenskind,
Mein Kind, dich seh ich nimmer wieder,
Leb wohl, mein Kind, leb ewig wohl!
Er geht und seine Thräne rinnt,
Und aus der Ferne immer wieder
Durch Brust und Herz und Seele hin
Erklingen traurig ihm die Lieder:
Ich will mit diesem Manne ziehn,
Zieh hin, mein Kind, zieh hin, mein Kind!

Der Greis.

Des Tages und des Lebens Abend,
Wie scheinet ihr von fern so labend!
Wenn uns am Tag die Flammenaugen
Der Sonne Kraft und Mark entsaugen,
Und wenn wir in den Mittagsjahren
Des Lebens bittern Ernst erfahren;
Dann sehn wir auf, ob uns von fern
Am Himmel glänzt der Abendstern.
Wie fühlet sich das Herz erquickt,
Wenn auch nur Hoffnung dich erblickt,
Du, aller Himmelssterne Preis,
Mit deinem Licht, so silberweiß,
Du Trostesbote, Friedensbild,
Mit deinem Strahl, der sanft und mild

In Augen, welche Kummer feuchtet,
Als Hoffnungsstern der Freude leuchtet!
Wenn an des Abendhimmels Rand
Des Sternes Silberblick uns glänzt,
Dann scheint die graue Wolkenwand
Mit Gold und Rosen überkränzt;
Gesänftigt ist der Sonne Brand;
Ihr Flammenauge ist gesenkt,
Und nach des Tages dumpfer Schwüle
Weht sanftaufathmend Abendkühle
Erquickend über Flur und Wald.
Der Abendglocke Läuten schallt,
Und heimwärts nach der Hütte lenkt
Den müden Schritt der Tagelöhner,
Und Ruhe kommt auch für den Fröhner.
Oft hat er in des Tages Stunden
Aus tiefer Brust schwer aufgestöhnt,
Und an sein Grabscheit angelehnt
Dich, holder Stern, herbeigesehnt;
Jetzt hat sein Auge dich gefunden,
Du Ruhespender, Abendstern;
Und nun, der Ruhe fast entwöhnt,

Wie sieht er deinen Strahl so gern!
Wie strecket er die müden Glieder
Gern auf sein armes Strohbett nieder,
Vergessend in des Schlummers Arm
Des Tages Last, des Herzens Harm!
O Stern der Liebe, Stern der Ruh,
In alle Herzen bringest du
Mit deinem hellen Silberblick
Den Frieden und den Trost zurück.
Die Sorge flieht, die Klage schweigt,
Der Kummer stirbt, der Schmerz entweicht,
Der Muth erwacht, die Freude winkt,
Wenn uns dein Strahl vom Himmel blinkt.
Und arme Täuschung ist es doch,
Die dich den Friedensboten nennt;
Ein Irrlicht bist du, Friedensbote!
Am Abend lösest du das Joch
Und legst es Morgens wieder auf!
Wenn mit dem nächsten Morgenrothe
Der Sonne junges Licht entbrennt,
Dann gehst du ihr auf ihrer Bahn
Als heller Morgenstern voran,

Und Halbnochmüde weckest du
Zu frischer Müh aus kurzer Ruh.
So ist des Menschen Lebenslauf;
Ach nur von ferne sind sie labend,
Des Tages und des Lebens Abend!
Vergangen ist des Lebens Glück,
Wenn schimmernd sich sein Silberblick
Auf unserm greisen Haupte zeigt!
Wir hoffen, bis das Haar sich bleicht;
Und stehet halb das Grab uns offen,
So träumen dennoch wir und hoffen
Auf Stunden ohne Schmerz und Plage,
Auf sanfte süße Ruhetage!
Doch das ist Täuschung nur! Durch Leiden
Führt unser letzter Weg an's Meer,
Und statt der Lieder bei dem Scheiden
Entwinden Seufzer bang und schwer
Sich langsam der beengten Brust!
Vergangen sind dem müden Greise
Des Lebens und der Lieder Lust;
Die letzten Schritte seiner Reise
Geht er, gestützt vom Krückenstabe,

Mit mattem Fuß zu seinem Grabe.
Der Bach, der munter sprudelnd quillt,
Das ist des Knaben Lebensbild;
Der Jüngling sieht es in den Wellen
Des Flusses sich entgegenschwellen.
Der Strom mit seinen vollen Wogen,
Der weite Länder schon durchzogen,
Und immer stärker fluthend schwillt,
Das ist des Mannesalters Bild,
Und seines Lebens Gleichniß findet
Auf seinem Weg zum Grab der Greis
Im Strome, der zum Bache schwindet
Und spurlos in dem Sand verrinnt.
Alt ist man, ehe man es weiß!
Da scheidet aus dem Haus das Kind
Und geht auf Nimmerwiedersehen,
Und leer sehn wir die Stätte stehen,
Wo unser Kind sonst bei uns saß!
Und rascher rinnt im Stundenglas
Der sparsam noch vorhandne Sand;
Trüb wird das Auge, matt die Hand,
Kalt wird das Herz, und langsam schlagen

Die Adern, die in jungen Tagen,
Von jugendlicher Gluth durchlodert,
So warm einst und so kräftig schlugen!
Und die wir warm im Herzen trugen,
Die Kinder, Brüder, Freunde fodert
Das Alter unserm Herzen ab!
Wir sehn den Freunden nach ins Grab;
Das Herz vermißt sie immer mehr,
Das Auge sieht sie nimmermehr!
Die Kinder ziehen von uns aus
Und gründen sich das eigne Haus;
Verwaist und einsam und verödet
Wird unser sonst so volles Haus,
Dahingestorben und getödet
Ist vor uns unser Lebensglück;
Die Unsern suchet unser Blick,
Und nimmer kehren sie zurück!
Und wie die Unsern um uns her,
So finden wir uns selbst nicht mehr.
Sieh dort den Fluß, der arm und seicht
In seinen engen Ufern schleicht;
Du fragest, wer es möge sein?

Das ist der königliche Rhein,
Der halbe Meereswellen schlug
Und Flotten auf dem Rücken trug,
Und jetzt wie eng, wie arm, wie klein!
Mit vollen tiefen breiten Wogen,
Mit Grundherrngang und Königsschritt
Kam sonst der Rhein dahergezogen;
Mit armen alten Mannes Tritt,
Der sich von Thür zu Thüre schleicht,
Die Brust beengt, das Haupt gebeugt,
Nur halb bedeckt die nackte Blöße,
Ein Schatten seiner eignen Größe,
Im schlechten Sande halb verloren,
So sucht den Weg zum Meeresstrand
Der Gletschersohn, aus Fels geboren,
Der einst zum fernen Uferrand
Durch einen bodenlosen See
Sich seinen kühnen Pfad erzwang,
Und der von schwindelsteiler Höh
Im Jugendmuth den Fels hinab
In ungemeßne Tiefe sprang;
Im Meere sucht er jetzt ein Grab!

Da liegt das Meer! Es wogt und fluthet
Vom letzten Sonnenstrahl umgluthet!
Tief hat die Sonne sich geneigt,
Und auf den grauen Wellen schwimmend
In Gold- und Purpurfarben bricht,
Allmählich sterbend und verglimmend,
Im Meere sich ihr letztes Licht.
Die Meerfluth senket sich und steigt.
Steil aufgethürmt und hochgeschwollen
Wie eines Berges Rücken rollen
Die langen Wellen an den Strand.
Da steht die Woge aufgebäumt
Wie eine schroffe Felsenwand;
Ihr Kamm zerreißt, und rauschend schäumt
Die weiße Fluth im grauen Sand,
Und tief in ihren Schaum begräbt
Die Welle, die sich wieder hebt,
Des großen Stromes kleine Leiche;
Verschwommen ist sie und verschwunden
Im unermeßnen Wellenreiche;
Kein Blick hat sie mehr aufgefunden.
Sie ist dahin! Die Meerfluth schlug

Ein schaumgewebtes Leichentuch
Still um den tiefversenkten Sarg,
Worin sie ihren Raub verbarg.
So sinkt der arme Strom der Zeit
Hinab ins Meer der Ewigkeit;
Begraben liegen und verschwunden
Die Freuden- und die Leidensstunden;
Ein armer Tropfen beide bloß!
Und himmelweit und riesengroß
Dehnt uferlos und bodenlos,
Von trübem Nebel dicht umzogen,
Die Meerfluth ihre stillen Wogen!
Doch aus dem trüben Nebel bricht
Sanftdämmernd uns ein Freudenlicht,
Und leuchten sehen wir von fern
Der Hoffnung silberhellen Stern!

Schöner, silberheller Stern,
An des Himmels fernem Rande,
In des Abendrothes Brande
Seh' ich dich, o wie so gern!

Einem heißen schwülen Tag
Folget, wenn der Himmel dunkelt,
Und dein mildes Licht uns funkelt,
Still und kühl der Abend nach.

Lange war die Brust gedrückt!
Ruhe bringst du allen Müden,
Bangen Herzen bringst du Frieden,
Und wir athmen frischerquickt.

Leucht' uns von der Himmelsflur!
Aber, schöner Stern, du neigst dich
Schon zum Untergang und zeigst dich
Um uns zu entschwinden, nur!

Ruft dich, schöner Stern, der Tod?
Und verschwindest du am Himmel
Aus der Sterne Glanzgewimmel,
Uns zu deuten, was uns droht?

Nein, du sinkst nicht in den Tod!
Morgenstern im Rosenkranze
Leuchtest du mit frischem Glanze
In dem nächsten Morgenroth.

Schöner Abendstern der Zeit,
Mag dein bleiches Haupt sich neigen!
Schöner wirst du wieder steigen,
Morgenstern der Ewigkeit!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.